Der

Graf v. Cagliostro.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Dritter Theil.

Augsburg, 1849.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

Achtzehntes Kapitel.

Abſchied von Taverney.

Bevor Nicole zu ihrer Gebieterin zurückkehrte, blieb ſie auf der Treppe ſtehen, um die letzten Regungen des Zornes zu unterdrücken, der in ihr grollte.

Der Baron traf ſie unbeweglich, nachſinnend, das Kinn in ihrer Hand, und die Augenbrauen zuſammengezogen, und wie beſchäftigt er auch war, ſo umarmte er ſie doch, da ſie ſo hübſch ausſah, wie es Herr von Richelieu mit dreißig Jahren gethan hätte.

Nicole, durch dieſen Muthwillen des Barons aus ihrer Träumerei geweckt, ging ſchnell zu Andrée hinauf, die eben einen kleinen Koffer vollends zumachte.

„Nun denn," fragte das Fräulein von Taverney, „wie ſtets mit der Erwägung?"

„Sie iſt geſchehen, mein Fräulein," antwortete Nicole mit der entſchloſſenſten Miene.

„Du heiratheſt?"

„Nein, im Gegentheile."

„Ah pah! und die große Liebe?"

„Wird nie den Werth für mich haben, wie die Güte, womit Sie, mein Fräulein, mich ſtündlich überhäufen. Ich gehöre dem Fräulein an, und will ihr ſtets angehören. Ich kenne die Gebieterin, welche ich

mir gegeben habe, würde ich eben so gut den Gebieter kennen, den ich mir geben würde?"

Andrée war von dieser Kundgebung von Gesinnungen gerührt, welche sie bei der unbesonnenen Nicole zu treffen weit entfernt war. Es bedarf keiner Erwähnung, daß sie nicht wußte, daß Nicole nur in Folge des schlimmsten Falles diese Wahl traf.

Sie lächelte, indem sie sich glücklich fühlte, ein besseres menschliches Wesen gefunden zu haben, als sie hoffte.

„Du thust wohl daran, bei mir zu bleiben, Nicole," äußerte sie. „Ich werde es nicht vergessen. Vertraue hinsichtlich Deines Schicksals auf mich, mein Kind, und wenn mir irgend ein Glück begegnet, so wirst Du Deinen Theil davon bekommen, ich verspreche es Dir."

„O! mein Fräulein, es ist beschlossen, ich folge Ihnen."

„Ohne Bedauern?"

„Blindlings."

„Das ist keine Antwort," erwiederte Andrée. „Ich möchte nicht, daß Du mir einst vorwerfen könntest, mir blindlings gefolgt zu seyn."

„Ich könnte nur mir selbst Vorwürfe machen, mein Fräulein."

„Du hast Dich also hiewegen mit Deinem Bräutigame verständiget?"

Nicole erröthete.

„Ich?" fragte sie.

„Ja, Du; ich sah Dich mit ihm sprechen."

Nicole biß sich auf die Lippen. Sie hatte ein Fenster

in gleicher Richtung mit jenem von Andrée, und wußte wohl, daß man von diesem Fenster aus das Fenster Gilbert's sehen konnte.

„Das ist wahr, mein Fräulein," antwortete Nicole.

„Und Du hast zu ihm gesagt? ..."

„Ich habe zu ihm gesagt," versetzte Nicole, welche zu bemerken glaubte, daß Andrée sie ausfragte, und, durch dieses falsche Manoeuvre des Feindes wieder von ihrem früheren Argwohne erfaßt, feindlich zu antworten versuchte, „ich habe zu ihm gesagt, daß ich mit ihm nichts mehr zu thun haben wolle."

Es war beschlossen, daß diese beiden Frauenspersonen, die Eine mit ihrer Demantreinheit, die Andere mit ihrem natürlichen Hanneigen zum Laster, sich niemals verständigen sollten.

Andrée fuhr fort, die Bitterkeiten von Nicole für Schmeicheleien zu halten.

Inzwischen vervollständigte der Baron sein Gepäck, ein alter Degen, den er zu Fontenoy trug, Pergamente, die sein Recht nachwiesen, in die Wagen Seiner Majestät zu steigen, eine Sammlung der Gazette, und gewisse Correspondenzen, bildeten den dickleibigsten Theil seiner Habe. Wie Bias trug er all das unter einem Arme.

La Brie sah aus, als ob er gehend schwitze, unter einem beinahe leeren Koffer gebückt.

In der Einfahrt fand man den Herrn Exempten wieder, der während dieser Reiseanstalten seine Flasche bis auf den letzten Tropfen geleert hatte.

Der lose Vogel hatte die so zarte Taille, das so runde Bein von Nicole bemerkt, und hörte nicht auf,

um den Weiher mit den Kastanienbäumen zu streifen, um diese reizende, unter den Baumgruppen eben so rasch verschwundene als flüchtig erblickte schnellfüßige Schöne wieder zu sehen.

Herr von Beaustre, so hieß er, wie wir bereits sagten, wurde durch die Einladung des Barons von seiner Betrachtung abgezogen, den Wagen vorfahren zu lassen. Er fuhr empor, grüßte Herrn von Taverney, und befahl dem Kutscher mit einer sonoren Stimme, in die Einfahrt zu lenken.

Der Wagen kam. La Brie legte den Koffer mit einem unaussprechlichen Gemische von Freude und Stolz auf seine Federn.

„Ich werde also in die Wagen des Königes steigen," murmelte er, von seinem Enthusiasmus hingerissen, und in dem Wahne allein zu seyn.

„Hintenauf, mein lieber Freund," versetzte Beaustre mit einem Gönnerlächeln.

„Wie, Sie nehmen la Brie mit, mein Herr?" fragte Andrée den Baron, „und wer wird Taverney bewachen?"

„Pardieu, der Faulenzer von einem Philosophen!"

„Gilbert?"

„Haltet ein wenig still!" rief Herr von Taverney dem Postillione zu.

Dieser hielt seine Pferde zurück.

„Nun, Herr Faulenzer," sagte der Baron zu Gilbert, „Sie werden sehr glücklich seyn; Sie sind jetzt allein, wie es ein wahrer Philosoph seyn muß, haben nichts zu thun, und werden nicht ausgezankt. Trachten Sie

wenigſtens, daß das Feuer nicht brennt, während Sie ſchlafen, und ſorgen Sie für Mahon."

Gilbert verbeugte ſich, ohne zu antworten. Er glaubte, den Blick von Nicole wie ein unerträgliches Gewicht auf ſich laſten zu fühlen; er fürchtete, das junge Mädchen triumphirend und ironiſch zu ſehen, und er fürchtete dieß, wie man das Brennen eines glühenden Eiſens fürchten kann.

„Zugefahren, Poſtillion!" rief Herr von Taverney.

Nicole hatte nicht gelacht, wie Gilbert es fürchtete; ſie hatte ſogar mehr nöthig, als ihre gewöhnliche Kraft, mehr als ihren perſönlichen Muth, um nicht ganz laut den armen Jungen zu beklagen, den man ohne Brod, ohne Zukunft, ohne Troſt verließ; ſie ſah ſich gezwungen, Herrn von Beauſire anzuſchauen, der auf ſeinem von ihm getummelten Pferde ſo gut ausſah.

Nun aber konnte Nicole, da ſie Herrn von Beauſire anſchaute, nicht ſehen, daß Gilbert ſeine Augen von Andrée nicht abwendete.

Andrée ſah mit ihren thränenvollen Augen nur das Haus, worin ſie geboren, und worin ihre Mutter geſtorben war.

Der Wagen verſchwand. Gilbert, einen Augenblick vorher in den Augen der Reiſenden ſo wenig, begann für dieſelben nichts mehr zu werden.

Jeder hegte ſeinen Gedanken.

Der Baron berechnete, daß man ihm zu Bar-le-Duc auf das goldene Tafelgeräth von Balſamo, leicht fünf bis ſechstauſend Livres leihen werde.

Andrée ſagte ganz leiſe ein kleines Gebet her, das ihre Mutter ſie gelehrt hatte, um den Teufel des Hochmuthes und der Ehrſucht von ihr zu entfernen.

Nicole machte ihr Halstuch zu, das der Wind zu wenig nach dem Wunſche des Herrn von Beauſire lüftete.

La Brie zählte auf dem Boden ſeiner Taſche die ſechs Louisd'or der Königin und die zwei Louisd'or von Balſamo.

Herr von Beauſire galoppirte.

Gilbert verſchloß das Hauptthor von Taverney, deſſen Flügel, aus Mangel an Oel, wie gewöhnlich ächzten.

Dann eilte er in ſeine kleine Kammer, und zog ſeine Commode von Eichenholz weg, hinter der ſich ein ganz fertiges Packet befand. Er ſteckte die Spitze ſeines Stockes von Kornelbaumholze durch die Schleifen dieſes in eine Serviette gewickelten Packetes. Dann deckte er ſein Gurtbett auf, beſtehend aus einer mit Heu ausgeſtopften Matratze; er weidete die Matratze aus. Seine Hände fanden darin ſehr ſchnell ein zuſammengelegtes Papier, deſſen er ſich bemächtigte. Dieſes Papier enthielt einen blanken und glänzenden Thaler. Es waren die Erſparniſſe Gilbert's ſeit vielleicht drei bis vier Jahren.

Er öffnete das Papier, ſchaute den Thaler an, um ſich wohl zu verſichern, daß er nicht verwechſelt wurde, und ſteckte ihn, immer noch in das Papier gewickelt, in die Taſche ſeines Beinkleides.

Mahon heulte, ſpringend, ſo weit ſeine Kette reichte; das arme Thier jammerte, ſich ſo nach und nach von

allen ſeinen Freunden verlaſſen zu ſehen; denn mit ſeinem bewundernswerthen Inſtinkte erkannte er, daß auch Gilbert ihn verlaſſen wollte.

Er begann alſo immer ſtärker zu heulen.

„Sey ſtille!“ rief ihm Gilbert zu, „ſey ſtille, Mahon.“

Dann fügte er bei, über die entgegenſetzende Vergleichung lächelnd, die ſich ſeinem Gemüthe darbot:

„Verließ man mich nicht wie einen Hund, warum ſollte man Dich nicht wie einen Menſchen verlaſſen?“

Dann ſetzte er nachdenkend hinzu:

„Aber mich ließ man wenigſtens frei zurück, frei, meinen Lebensunterhalt zu ſuchen, wie ich es verſtände. Wohlan, Mahon, ich will für Dich thun, was man für mich that, nicht mehr, nicht weniger.“

Und zum Hundeſtalle tretend, und Mahon's Kette losmachend, ſagte er:

„Nun biſt Du frei; ſuche Deinen Lebensunterhalt, wie Du es verſtehen wirſt.“

Mahon ſprang dem Hauſe zu, deſſen Thüren er verſchloſſen fand; dann eilte er zu den Ruinen, und Gilbert ſah ihn im Gehölze verſchwinden.

„Gut,“ ſagte er, „nun werden wir ſehen, wer mehr den Inſtinkt des Hundes oder des Menſchen hat.“

Dieß geſagt, ging Gilbert durch die kleine Thüre hinaus, die er mit dem Schlüſſel doppelt abſperrte, den er über die Mauer mit jener Gewandtheit in den Weiher warf, welche die Landleute im Steinwerfen beſitzen.

Gleichwohl empfand Gilbert, da die Natur, monoton in der Erzeugung von Gefühlen, verſchieden in ihrer Kundgebung iſt, als er Taverney verließ, etwas dem

Aehnliches, was Andrée empfunden hatte. Nur war es bei Andrée das Sehnen nach der vergangenen Zeit, bei Gilbert die Hoffnung auf eine beſſere Zeit.

„Lebe wohl," ſagte er, ſich umwendend, um zum letztenmale das kleine Schloß zu ſehen, deſſen Dach man im Laubwerke der Maulbeerfeigenbäume und in den Blüten der Ebenholzbäume verſteckt ſah; „lebe wohl, Haus, worin ich ſo viel gelitten, worin jeder mich verabſcheuet, worin man mir das Brod hingeworfen hat, indem man zu mir ſagte, daß ich ſtehle; leb wohl! ſey verflucht! Mein Herz hüpft vor Wonne, und fühlt ſich frei, ſeitdem Deine Mauern mich nicht mehr einſchließen; lebe wohl, Kerker! lebe wohl, Hölle! Tyrannenneſt! lebe wohl, auf ewig lebe wohl!"

Nach dieſer, vielleicht minder poetiſchen, aber nicht minder bedeutungsvollen Verwünſchung, als ſo viele andere, raffte ſich Gilbert zuſammen, um dem Wagen nachzulaufen, deſſen fernes Raſſeln noch weithin widerhallte.

Neunzehntes Kapitel.

Gilbert's Thaler.

Nach einem halbſtündigen wüthenden Rennen, ſtieß Gilbert einen Freudenſchrei aus: er hatte ſo eben, eine Viertelmeile vor ſich, den Wagen des Barons erblickt, der eine Anhöhe im Schritte hinauffuhr.

Nun fühlte ſich Gilbert von einer förmlichen Hoch-

muthsregung erfaßt, denn er ſagte bei ſich, daß er es lediglich mit den Hülfsquellen ſeiner Jugend, ſeiner Kraft und ſeiner Intelligenz, den Hülfsquellen des Reichthumes, der Macht und der Ariſtokratie gleich thun könne.

Jetzt hätte Herr von Taverney Gilbert einen Philoſophen heißen können, würde er ihn auf der Straße geſehen haben, ſeinen Stock in der Hand, ſein ärmliches Gepäck an ſein Knopfloch gehäckelt, mit raſchen Schritten, über Böſchungen ſpringend, um den Weg abzuſchneiden, und bei jeder Anhöhe ſtille ſtehend, wie um verächtlich zu den Pferden zu ſagen:

„Ihr geht mir nicht ſchnell genug, und ich bin gezwungen, auf euch zu warten.“

Philoſoph! o! ja, gewiß, jetzt war er es wohl, wenn man unter Philoſophie die Geringſchätzung eines jeden Genußes, einer jeden Erleichterung verſteht. Gewiß, er war an kein weichliches Leben gewöhnt, aber wie viele Leute verweichlichet nicht die Liebe!

Einen ſchönen Anblick, einen Gottes würdigen Anblick, des Vaters energiſcher und intelligenter Geſchöpfe, bot dieſer Jüngling, eine Stunde lang oder zwei ganz ſtaubig und ganz erglühend dahin eilend, bis er beinahe den Wagen einholte, und mit Wonne ausruhend, als die Pferde nicht mehr weiter konnten. Gilbert hätte an dieſem Tage Jedem nur Bewunderung einflößen müſſen, dem es vergönnt geweſen wäre, ihm mit den Augen des Geiſtes zu folgen, wie wir ihm folgen; und wer weiß auch, ob nicht die ſtolze Andrée bei ſeinem Anblicke Rührung empfunden, und ob die von ihr hinſichtlich

seiner Faulheit geäußerte Gleichgültigkeit, nicht in Achtung seiner Energie sich verwandelt hätte?

So verstrich die erste Tagereise. Der Baron verweilte sogar eine Stunde lang zu Bar-le-Duc, wodurch Gilbert Zeit gewann, nicht nur ihn einzuholen, sondern auch ihm voraus zu kommen. Gilbert ging um die Stadt herum, denn er hatte den Befehl ertheilen hören, bei einem Goldarbeiter anzuhalten; dann, als er den Wagen kommen sah, sprang er in ein Gehölz, und nach dem Vorbeifahren des Wagens, begann er wieder ihm zu folgen, wie zuvor.

Gegen Abend holte der Baron die Wagen der Dauphine bei dem kleinen Dorfe Brillou ein, dessen auf der Anhöhe geschaarte Einwohner Freudenschreie und Glückswünsche vernehmen ließen.

Gilbert hatte den ganzen Tag hindurch nur etn wenig von Taverney mitgenommenes Brod gegessen, dagegen nach Herzenslust Wasser aus einem Bache getrunken, der die Straße durchschnitt, und dessen Lauf so rein, so frisch, so mit Brunnenkresse und gelben Seerosen gesäumt war, daß auf das Verlangen von Andrée der Wagen anhielt, Andrée ausstieg, und mit dem goldenen Becher der Dauphine Wasser schöpfte, mit diesem einzigen Stücke des Tafelgeräthes, welches der Baron, auf die Bitte seiner Tochter, behalten hatte.

Hinter einer von den Ulmen der Straße versteckt, hatte Gilbert all das gesehen.

Daher war Gilbert nach Entfernung der Reisenden gerade an die nämliche Stelle gegangen, den kleinen Hügel hinauf, den er von Andrée ersteigen sah, und

hatte das Waſſer mit der hohlen Hand, wie Diogenes, aus dem nämlichen Gerinne getrunken, aus dem das Fräulein von Taverney ihren Durſt ſtillte.

Wohl erfriſcht ſetzte er ſeinen Lauf wieder fort.

Nur *eine* Sache beunruhigte Gilbert, nämlich: zu wiſſen, ob die Dauphine unterwegs übernachten würde. Wenn die Dauphine unterwegs übernachtete, was wahrſcheinlich war, denn nach der Müdigkeit, über die ſie zu Taverney ſich beklagte, bedurfte ſie ſicher der Ruhe, ... wenn die Dauphine unterwegs übernachtete, ſagen wir, ſo war Gilbert gerettet. In dieſem Falle würde man ohne Zweifel zu Saint-Dizier anhalten. Zwei Stunden Schlaf in einer Scheune würden genügen, die Gelenkigkeit ſeinen Beinen wieder zu geben, die ſteif zu werden begannen; nach Verlauf dieſer zwei Stunden wollte er ſich dann wieder auf den Weg machen, und die Nacht hindurch immer gemächlich fortgehend, leicht einen Vorſprung von fünf bis ſechs Meilen gewinnen. Mit achtzehn Jahren geht man ſo gut in einer ſchönen Nacht des Maimondes!

Der Abend kam, den Horizont in ihr unabläſſig näher rückendes Dunkel hüllend, bis dieſes den Weg erreichte, auf welchem Gilbert eilig wanderte. Bald ſah er von dem Wagen nur mehr die große, auf der linken Seite deſſelben befindliche Laterne, deren Widerſtrahl auf die Straße die Wirkung eines weißen Fantomes hervorbrachte, das auf der Randſeite immer haſtig fortgauckelte.

Nach dem Abende kam die Nacht. Man hatte zwölf Meilen zurückgelegt, man erreichte Combles; die Equi-

pagen schienen einen Augenblick anzuhalten. Gilbert glaubte, daß der Himmel ihn entschieden begünstige. Er näherte sich, um die Stimme von Andrée zu hören. Der Wagen hielt stille; er schlüpfte in die Vertiefung eines großen Thores. Er sah Andrée bei dem Lichte der Fackeln, er hörte sie fragen, wie viel Uhr es sey. Eine Stimme antwortete: eilf Uhr. In diesem Momente war Gilbert nicht müde, und hätte das Anerbieten, in einen Wagen zu steigen, mit Verachtung von sich gewiesen.

Dieß geschah, weil den sehnenden Augen seiner Einbildungskraft bereits Versailles erschien, golden, widerstrahlend; Versailles, die Stadt der Edlen und der Könige. Dann jenseits Versailles das düstere, schwarze, unermeßliche Paris, ... Paris, die Stadt des Volkes.

Diese Visionen, welche Gilbert's Geist ergötzten, hätte er für alles Gold von Peru nicht hingegeben.

Zwei Umstände zogen ihn aus seiner Ekstase: das Rasseln der fortfahrenden Wagen, und ein heftiger Stoß, den er durch das Anrennen an einen auf der Straße vergessenen Pflug erhielt.

Auch sein Magen schrie über Hungersnoth.

„Zum Glücke," sagte Gilbert bei sich, „hab' ich Geld, ich bin reich."

Man weiß, daß Gilbert einen Thaler hatte.

Die Wagen rollten bis Mitternacht.

Um Mitternacht kam man zu Saint-Dizier an. Daß man hier übernachten würde, hoffte Gilbert.

Gilbert hatte sechszehn Meilen in zwölf Stunden zurückgelegt.

Er ſetzte ſich auf den Rand des Grabens.

Doch zu Saint-Dizier ſpannte man bloß um; Gilbert hörte das Klingen der Schellen, die ſich von Neuem entfernten. Die erlauchten Reiſenden hatten inmitten von Fackeln und Blumen nur eine Erfriſchung zu ſich genommen.

Gilbert bedurfte ſeines ganzen Muthes. Er machte ſich mit einer Willensenergie wieder auf ſeine Beine, die ihn vergeſſen ließ, daß zehn Minuten früher dieſe Beine unter ihm wankten.

„Gut," ſagte er, „fahret fort, fahret fort! Auch ich werde jetzt gleich zu Saint-Dizier anhalten, Brod und ein Stück Speck kaufen, ein Glas Wein trinken; dieß wird mir fünf Sous koſten, und für meine fünf Sous werde ich geſtärkter ſeyn, als die Gebieter."

Gilbert ſprach das Wort Gebieter mit ſeinem gewöhnlichen Nachdrucke aus, daher wir es zu dem Ende mit geſperrter Schrift anfügen.

Gilbert ging, wie er es ſich gelobt hatte, nach Saint-Dizier, wo man, als der Zug fort war, die Fenſterläden und Hausthore zu ſchließen begann.

Unſer Philoſoph ſah ein Wirthshaus von anſtändigem Aeußern, geſchmückte Mägde, Kellner im Sonntagsſtaate mit Blumen in den Knopflöchern, obwohl es ein Uhr Morgens war; er gewahrte auf großen, blumengeſchmückten Fayenceſchüſſeln Hühner, von denen die Ausgehungerten des Zuges einen ſtarken Zehent zum Voraus weggenommen hatten.

Er trat entſchloſſen in den vorzüglichſten Gaſthof; man ſchob den letzten Riegel an den Fenſterläden vor;

er bückte ſich, um in die Küche zu treten. Die Wirthin war darin, Alles überwachend und ihre Einnahme zählend.

„Um Vergebung, Madame," ſagte Gilbert, „geben Sie mir gefälligſt ein Stück Brod und Schinken."

„Es iſt kein Schinken da, mein Freund," antwortete die Wirthin. „Wollen Sie ein Huhn?"

„Nein; ich habe Schinken verlangt, weil ich Schinken wünſche; ich eſſe nicht gerne Hühner."

„Dann iſt's fatal, mein lieber Herr," verſetzte die Wirthin, „denn ich habe ſonſt nichts. Aber glauben Sie mir," fügte ſie lächelnd bei, „das Huhn wird nicht theurer ſeyn, als Schinken; nehmen Sie daher eine Hälfte davon, ein ganzes zu zehn Sous, dann werden Sie Mundvorrath für morgen haben. Wir dachten, daß Ihre Königliche Hoheit bei dem Herrn Amtmanne anhalten, und wir unſere Vorräthe an ihre Equipagen abſetzen würden; allein Dieſelben ſind nur durchgefahren, und ſomit unſere Vorräthe verloren."

Man könnte glauben, daß Gilbert, da die Gelegenheit ſo ſchön, und die Wirthin ſo gut war, die einzige ſich darbietende Gelegenheit, ein gutes Mahl zu halten, nicht verſäumen wollte, allein dieß hieße ſeinen Charakter völlig verkennen.

„Ich danke," erwiederte er, „ich begnüge mich mit Wenigerem; ich bin weder ein Prinz, noch ein Lakei."

„Dann ſchenke ich es Ihnen, mein kleiner Artaban," ſagte die gute Frau, „und Gott geleite Sie!"

„Ich bin eben ſo wenig ein Bettler, gute Frau," entgegnete Gilbert gedemüthiget. „Ich kaufe und zahle."

Und Gilbert, um die That zu den Worten zu fügen, steckte seine Hand majestätisch in die Tasche seines Beinkleides, worin sie bis an den Elbogen verschwand.

Aber vergebens wühlte er in dieser weiten Tasche hin und her; er zog nur das Papier heraus, in welches der Sechslivresthaler eingewickelt war. Der eingepackte Thaler hatte seinen alten und morschen Umschlag, dann die fadenscheinige Leinwand der Tasche abgenützt, und war zuletzt in das Beinkleid geschlüpft, aus welchem er durch das aufgegangene Strumpfband entkam.

Gilbert hatte seine Strumpfbänder aufgemacht, um seinen Beinen mehr Schwung zu geben.

Der Thaler lag auf der Straße, wahrscheinlich am Ufer des Baches, dessen Gerinne Gilbert so sehr entzückte.

Der arme Jüngling hatte für ein mit seiner hohlen Hand geschöpftes Glas Wasser sechs Francs bezahlt. Als Diogenes über die hölzernen Näpfe, als ein unnützes Zeug, philosophirte, hatte er wenigstens weder durchlöcherte Taschen, noch einen Sechslivresthaler zu verlieren.

Gilbert's Bläße, sein Zittern vor Scham, rührten die gute Frau. Manche Andere würde triumphirt haben, einen Hochmüthigen bestraft zu sehen; sie litt bei diesem Leiden, das sich in den verstörten Zügen des Jünglings so sichtbar ausprägte.

„Nun, mein armes Kind," sagte sie zu ihm, „soupiren und schlafen Sie hier, dann können Sie morgen, wenn Sie durchaus fortwollen, wieder Ihres Weges gehen."

„O! ja, ja! ich muß," verſetzte Gilbert, „ich muß, nicht morgen, ſondern auf der Stelle."

Und ſein Päckchen wieder nehmend, mit tauben Ohren, eilte er zum Hauſe hinaus, um im Dunkel ſeine Scham und ſeinen Schmerz zu verbergen.

Der Fenſterladen wurde wieder geſchloſſen. Das letzte Licht erloſch im Flecken, ſelbſt die Hunde, von ihrem Tagewerke ermüdet, hörten zu bellen auf.

Gilbert ſtand allein, ſehr allein da auf der Welt; denn Niemand iſt iſolirter auf Erden, als der Menſch, der ſich ſo eben von ſeinem letzten Thaler getrennt hat, vorzüglich wenn dieſer letzte Thaler der einzige iſt, den er jemals beſeſſen hat.

Die Nacht umgürtete ihn mit ihrem Dunkel; was ſollte er thun? Er war unſchlüſſig; aber kaum hatte er eine Meile zurückgelegt, als der Hunger ihn packte, der durch das moraliſche Leiden einen Augenblick beſchwichtiget, oder vielmehr eingeſchläfert war. Er erwachte wieder nagender als jemals, als durch einen raſchen Lauf das Blut des Unglücklichen wieder heftig zu kreiſen begann.

Dann begann zu gleicher Zeit mit dem Hunger, die Gefährtin deſſelben, die Müdigkeit, der Glieder Gilbert's ſich zu bemächtigen. Mit unerhörter Anſtrengung holte er noch einmal die Wagen ein. Aber man hätte meinen mögen, daß ſie ſich gegen ihn verſchworen hätten. Die Wagen hielten nur zum Umſpannen an, und zudem ſpannten ſie ſo raſch um, daß bei der nächſten Station der arme Wanderer nur fünf Minuten lang ausruhen konnte.

Dennoch ging er wieder fort. Der Tag begann am Horizonte anzubrechen. Die Sonne erſchien über einer großen Schichte von düſteren Dünſten im vollen Glanze und in der ganzen Majeſtät einer Herrſcherin, einen von jenen glühenden Maitagen verheißend, die dem Sommer um zwei Monate vorangehen. Wie ſollte Gilbert die Mittagshitze ertragen können?

Gilbert faßte einen Augenblick den für ſeine Eigenliebe tröſtenden Gedanken, daß die Pferde, die Menſchen und Gott ſelbſt gegen ihn verbündet ſeyen. Aber wie Ajax wies er dem Himmel die Fauſt, und wenn er nicht wie jener ſagte: „Ich werde entgehen, trotz der Götter!“ ſo geſchah es, weil er ſeinen bürgerlichen Vertrag beſſer kannte, als ſeine Iliade.

Wie Gilbert es vorherſah, trat ein Moment ein, wo er das Unzureichende ſeiner Kräfte und das Beklemmende ſeiner Lage begriff. Dieſer Kampf des Stolzes mit der Ohnmacht war ein ſchrecklicher Moment; einen Augenblick verdoppelte ſich Gilberts Energie durch die ganze Gewalt ſeiner Verzweiflung. Mit einem letzten Aufſchwunge näherte er ſich wieder den Wagen, die er aus dem Geſichte verloren hatte, und erblickte ſie wieder durch eine Staubwolke hindurch, welcher das Blut, womit ſeine Augen unterlaufen waren, eine phantaſtiſche Farbe verlieh; ihr Rollen widerhallte in ſeinen Ohren, mit dem Pochen ſeiner Adern vermengt.

Offenen Mundes, ſtarren Blickes, die Haare durch den Schweiß an ſeine Stirne geklebt, ſchien er ein geſchickter Automat, der beinahe die Bewegungen des Men-

schen macht, aber steifer und anhaltender. Seit dem vorigen Tage hatte er zwanzig bis zweiundzwanzig Meilen zurückgelegt; endlich trat der Moment ein, wo seine zerschlagenen Beine sich weigerten, ihn noch länger zu tragen; seine Augen sahen nicht mehr, seine Ohren hörten nicht mehr; es schien ihm, als ob die Erde beweglich wäre, und sich um sich selbst drehe; er wollte schreien, und fand seine Stimme nicht mehr; er wollte sich festhalten, im Gefühle, daß er fallen würde, und gaukelte mit seinen Armen in der Luft wie ein Unsinniger.

Endlich machte sich die Stimme in seiner Kehle durch Wuthschreie Luft, und gegen Paris sich wendend, oder vielmehr nach jener Richtung hin, in welcher, nach seiner Meinung, Paris liegen müsse, heulte er gegen die Besieger seines Muthes und seiner Kräfte, eine Reihe schrecklicher Verwünschungen. Dann mit vollen Händen seine Haare fassend, drehte er sich ein bis zweimal um sich selbst, und stürzte auf die Hauptstraße hin, mit dem Bewußtseyn und folglich mit dem Troste, gleich einem Helden des Alterthumes bis zum letzten Augenblicke gekämpft zu haben.

Er fiel, in sich selbst zusammenbrechend, hin, die Augen noch drohend, die Fäuste noch gekrampft.

Dann schlossen sich seine Augen, seine Muskeln spannten sich ab. Er lag in Ohnmacht.

„Aufgeschaut! Aus dem Wege, Unsinniger!“ schrie ihm in dem Momente, da er gefallen war, eine zornige, vom Klatschen einer Peitsche accompagnirte Stimme zu.

Gilbert hörte nicht.

So geh doch aus dem Wege, oder ich zermalme Dich, morbleu!"

Und ein kräftiger, nach Auftreiberart verlängerter Peitschenhieb, begleitete diesen Zuruf.

Gilbert wurde von den biegsamen Riemen der Peitsche am Gürtel gefaßt und gebremset.

Aber er empfand nichts mehr, und blieb unter den Füßen der Pferde, die von einer Seitenstraße kamen, welche zwischen Thiéblemont und Vaucléré in die Hauptstraße ausmündete, und die er in seinem Wahnsinne weder gesehen noch gehört hatte.

Ein schrecklicher Schrei gellte aus dem Wagen, den die Pferde fortrissen, wie der Sturm mit einer Feder verfährt.

Der Postillion machte eine übermenschliche Anstrengung, konnte aber ungeachtet dieser Anstrengung das erste Pferd, das Vorspannpferd, nicht zurückhalten, welches über Gilbert sprang. Doch gelang es ihm, die zwei andern zurückzuhalten, die er besser in der Hand hatte. Eine Frau stieg zur Hälfte aus dem Wagen.

„O! mein Gott," rief sie ängstlich aus, „ist denn der unglückliche Junge zermalmt?"

„Meiner Treue, Madame," antwortete der Postillion, indem er etwas durch den Staub hindurch zu erkennen suchte, den die Beine der Pferde aufwirbelten, „meiner Treue, es sieht mir wohl darnach aus."

„Der arme Narr! Der arme Junge! Keinen Schritt weiter! Haltet an! Haltet an!"

Und den Schlag öffnend, ſtürzte die Reiſende aus dem Wagen.

Der Poſtillion war bereits von ſeinem Pferde geſtiegen, beſchäftiget, zwiſchen den Rädern Gilberts Leib hervorzuziehen, den er blutend und todt wähnte.

Die Reiſende half dem Poſtillione aus allen Kräften.

„Es iſt ein gutes Zeichen," rief dieſer aus, „keine Schramme, kein Fußſchlag.

„Aber er iſt doch ohnmächtig."

„Ohne Zweifel aus Furcht. Legen wir ihn an den Graben hin, und ſetzen wir unſern Weg fort, da Madame Eile haben."

„Unmöglich; ich kann dieſen Jungen in einem ſolchen Zuſtande nicht verlaſſen."

„Bah! es fehlt ihm nichts. Er wird ſich allein erholen."

„Nein, nein. So jung ... der arme Menſch! Er iſt irgend ein der Schule Entlaufener, der eine ſeine Kräfte überſteigende Reiſe wird haben unternehmen wollen. Seht, wie blaß er iſt: er könnte ſterben. Nein, nein, ich werde ihn nicht verlaſſen. Leget ihn in den Wagen, auf den Vorderſitz!"

Der Poſtillion gehorchte. Die Dame war wieder in den Wagen geſtiegen. Gilbert wurde in die Quere auf einen guten Polſter gelegt, den Kopf an die gefütterten Wände des Wagens gelehnt.

„Vorwärts jetzt!" fuhr die junge Dame fort; „zehn Minuten ſind verloren; eine Piſtole für dieſe zehn Minuten."

Der Poſtillion ließ ſeine Peitſche über ſeinem Kopfe

knallen, und die Pferde, dieses drohenden Signales kundig, sprengten im scharfen Galoppe davon.

Zwanzigstes Kapitel.

Worin Gilbert beginnt, nicht mehr zu bedauern, seinen Thaler verloren zu haben.

Als Gilbert wieder zu sich kam, was nach Verlauf einiger Minuten geschah, war er nicht wenig erstaunt, so zu sagen quer über die Füße einer jungen Frau hingestreckt zu seyn, die ihn aufmerksam betrachtete.

Es war eine Frau von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, mit großen grauen Augen, mit aufgestülpter Nase, mit von der Sonne des Südens gebräunten Wangen; ein kleiner Mund von launenhafter und feiner Zeichnung verlieh ihrer offenen und jovialen Physiognomie einen unverkennbaren Zug von Schlauheit und Umsicht. Sie besaß die schönsten Arme von der Welt, die sich für den Augenblick in den Aermeln von violettem Sammet mit goldenen Knöpfen ausprägten. Die wellenförmigen Falten eines Rockes von grauer Seide mit großem Laubwerke, füllten fast den ganzen Wagen aus. Denn Gilbert bemerkte, nicht weniger darüber erstaunt, als über alles Andere, daß er in einem von drei galloppirenden Postpferden fortgerissenen Wagen sitze.

Da die Physiognomie der Dame lächelnd war, und Theilnahme ausdrückte, begann Gilbert sie so lange

zu betrachten, bis er wohl überzeugt war, nicht zu träumen.

„Wohlan, mein Junge," fragte die Dame nach einer Pauſe des Schweigens, „befinden Sie ſich beſſer?"

„Wo bin ich?" fragte Gilbert, eben zur rechten Zeit dieſer Phraſe aus den Romanen ſich erinnernd, die er geleſen hatte, und die man nur in Romanen ausſpricht.

„In Sicherheit jetzt, mein lieber kleiner Herr," antwortete die Dame mit dem auffallendſten ſüdlichen Accente. „Aber eben erſt liefen Sie wahrhaftig die größte Gefahr, unter den Rädern meines Wagens zermalmt zu werden. Ah! was iſt Ihnen denn begegnet, um ſo gerade mitten auf die Hauptſtraße hinzuſtürzen?"

„Eine Schwäche befiel mich, Madame."

„Wie! eine Schwäche! Und woher kam dieſe Schwäche?"

„Ich war zu viel gegangen."

„Sind Sie ſchon lange auf dem Wege?"

„Seit geſtern Nachmittags vier Uhr.

„Und was thaten Sie ſeit geſtern Nachmittags vier Uhr? . . ."

„Ich glaube wohl ſechszehn bis achtzehn Meilen zurückgelegt zu haben."

„In zwölf bis vierzehn Stunden?"

„Ei, ich bin immer gelaufen."

„Wohin gehen Sie denn?"

„Nach Verſailles, Madame."

„Und Sie kommen?"

„Von Taverney."

„Wo liegt Taverney?"

„Es ist ein zwischen Pierrefitte und Bar-le-Duc liegendes Schloß."

„Aber Sie haben ja kaum Zeit gehabt, zu essen."

„Nicht nur hab' ich keine Zeit dazu gehabt, Madame, sondern es fehlten mir auch die Mittel dazu."

„Wie so?"

„Ich verlor mein Geld unterwegs."

„Sie assen also seit gestern nichts, als . . ."

„Als einige Bissen Brod, die ich mitgenommen hatte."

„Armes Kind! Aber warum baten Sie nicht irgendwo um etwas zu essen?"

Gilbert lächelte verächtlich.

„Weil ich stolz bin, Madame."

„Stolz! Es ist sehr schön, stolz zu seyn; wenn man jedoch vor Hunger stirbt . . ."

„Besser sterben, als sich entehren."

Die Dame schaute ihren spruchreichen Begleiter mit einer Art von Bewunderung an.

„Aber wer sind Sie denn, um so zu sprechen, mein Freund?" fragte sie.

„Ich bin eine Waise."

„Und Sie heißen?"

„Gilbert."

„Gilbert . . . von was?"

„Von nichts."

„Ah! Ah!" sagte die junge Frau immer erstaunter.

Gilbert sah, daß er Wirkung hervorbrachte, und wünschte sich Glück dazu, sich zum Jean-Jacques Rousseau aufgeworfen zu haben.

„Sie ſind ſehr jung, mein Freund, um ſo herumzuſtreichen?“ fuhr die Dame fort.

„Ich war allein und aufgegeben in einem alten Schloſſe geblieben, das ſeine Beſitzer ſo eben verlaſſen hatten. Ich machte es, wie ſie, und verließ es auch.“

„Ohne Zweck?“

„Die Erde iſt groß, und es giebt darin Platz, wie man ſagt, für Jedermann unter der Sonne.“

„Gut,“ murmelte die Dame ganz leiſe, „das iſt irgend ein Landgutbaſtard, der von ſeinem kleinen Edelhofe wird entflohen ſeyn.“

„Und Sie ſagen, daß Sie Ihre Börſe verloren?“ fragte ſie ganz laut.

„Ja.“

„War ſie gut geſpickt?“

„Ich beſaß nur einen einzigen Sechslivresthaler,“ antwortete Gilbert, ſchwankend zwiſchen der Scham, ſeine Noth zu geſtehen, und zwiſchen der Gefahr, mit einem zu großen Vermögen zu prahlen, das man für ſchlecht erworben halten konnte, „aber ich hätte genug damit ausgerichtet.“

„Ein Sechslivresthaler zu einer ſo langen Reiſe! Sie hatten ja kaum genug, um für zwei Tage Brod zu kaufen! Und der Weg, guter Gott! welcher Weg! Von Bar-le-Duc nach Paris, ſagten Sie?“

„Ja.“

„Etwa ſechszig bis fünfundſechszig Meilen, glaub' ich?“

„Ich zählte die Meilen nicht, Madame. Ich ſagte: Ich muß ankommen, weiter nichts.“

„Und ſomit ſind Sie aufgebrochen, armer Narr?“

„Ja! Ich habe gute Beine.“

„Wie gut ſie auch ſeyn mögen, ſo ermüden ſie doch; Sie haben es erfahren.“

„O! nicht die Beine verſagten mir den Dienſt, die Hoffnung gebrach mir.“

„In der That, es dünkt mir, Sie ſehr betrübt geſehen zu haben.“

Gilbert lächelte bitter.

„Was ging denn in Ihrem Gemüthe vor? Sie ſchlugen ſich an den Kopf und rauften ſich die Haare aus?“

„Glauben Sie, Madame?“ fragte Gilbert ziemlich verlegen.

„O! ich weiß es gewiß ... eben Ihre Verzweiflung mußte Sie verhindert haben, den Wagen zu hören.“

Gilbert dachte, daß es nicht übel ſeyn dürfte, ſich durch die Erzählung der Wahrheit noch mehr zu erhöhen. Sein Inſtinkt ſagte ihm, daß ſeine Lage intereſſant ſey, vorzüglich für eine Frau.

„Ich war in der That in Verzweiflung,“ ſagte er.

„Und worüber?“ fragte die Dame.

„Einem Wagen nicht mehr folgen zu können, dem ich folgte.“

„Wahrhaftig!“ verſetzte die junge Frau lächelnd, „das iſt ja ein Abenteuer. Sollte Liebe dahinter ſtecken?“

Gilbert beſaß noch nicht genug Selbſtbeherrſchung, um nicht zu erröthen.

„Und was für ein Wagen war es, mein kleiner Cato?“

„Ein Wagen vom Gefolge der Dauphine.“

„Wie! Was ſagen Sie?“ rief die junge Frau aus; „die Dauphine iſt alſo vor uns?“

„Ganz gewiß.“

„Ich glaubte, ſie ſey noch zurück, kaum in Nancy. Erweiſet man ihr denn unterwegs keine Ehrenbezeigungen?“

„Allerdings, Madame; aber es ſcheint, daß Ihre Hoheit Eile haben.“

„Die Dauphine hat Eile; wer ſagte Ihnen dieß?“

„Ich vermuthe es.“

„Sie vermuthen es?“

„Ja.“

„Und wie kommen Sie zu dieſer Vermuthung?“

„Dadurch, daß ſie anfangs geſagt hatte, ſie wolle zwei bis drei Stunden lang im Schloſſe Taverney ausruhen.“

„Nun denn, weiter?“

„Und ſie iſt kaum drei Viertelſtunden dort geblieben.“

„Wiſſen Sie nicht, ob Sie einen Brief aus Paris erhielt?“

„Ich ſah, einen Brief in der Hand, einen Herrn eintreten, deſſen Rock mit Stickereien bedeckt war.“

„Hat man dieſen Herrn in Ihrer Gegenwart bei ſeinem Namen genannt?“

„Nein, ich weiß nur, daß es der Gouverneur von Straßburg iſt.“

„Herr von Stainville, der Schwager des Herrn von Choiſeuil. Teufel! ſchneller, Poſtillion, ſchneller!“

Dieſe Anempfehlung bewirkte einen kräftigen Peitſchenhieb, und Gilbert ſpürte, daß der Wagen, obwohl

bereits im Galoppe dahinſauſend, mit noch größerer Schnelligkeit fuhr.

„Die Dauphine iſt alſo vor uns?“ fuhr die junge Dame fort.

„Ja, Madame.“

„Aber ſie wird anhalten, um zu frühſtücken,“ ſagte die Dame, wie mit ſich ſelbſt ſprechend, „und dann werden wir ihr vorfahren, woferne dieſe Nacht ... Hat ſie in dieſer Nacht angehalten?“

„Ja, zu Saint-Dizier.“

„Wie viel Uhr war es?“

„Eilf Uhr, ungefähr.“

„Dieß geſchah, um zu ſoupiren. Gut, ſie wird frühſtücken müſſen! Poſtillion, wie heißt die nächſte, ein wenig bedeutende Stadt, in die wir auf unſerm Wege kommen werden?“

„Vitry, Madame.“

„Und wie weit ſind wir von Vitry weg?“

„Etwa drei Meilen.“

„Wo werden wir umſpannen?“

„Zu Vauclère.“

„Gut. Fahret zu, und wenn Ihr eine Reihe von Wagen auf der Straße ſehet, ſo ſagt mir's.“

Während dieſer wenigen zwiſchen der Dame im Wagen und dem Poſtillione gewechſelten Worte, war Gilbert faſt wieder in Ohnmacht gefallen. Als die Reiſende ſich wieder ſetzte, ſah ſie ihn bleich und mit geſchloſſenen Augen. „Ah! der arme Junge! Es wird ihm wieder unwohl,“ rief ſie aus. „Das iſt auch meine Schuld, da ich ihn zu ſprechen nöthige, während er vor Hunger

und Durſt ſtirbt, anſtatt ihm zu trinken und zu eſſen zu geben."

Und ſogleich, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, zog die Dame aus der Wagentaſche ein ciſelirtes Fläſchchen, an deſſen Halſe an einer goldenen Kette ein kleiner Becher von vergoldetem Silber hing. „Trinken Sie vor Allem einen Tropfen von dieſem La Cotewaſſer," ſagte ſie, den Becher füllend, und ihn Gilbert reichend.

Gilbert ließ ſich dießmal nicht bitten. War dieß der Einfluß der hübſchen Hand, die ihm den Becher reichte, war das Bedürfniß dringender, als zu Saint-Dizier?

„Da," fuhr die Dame fort, „eſſen Sie nun ein Biscuit; in einer Stunde, oder in zwei, werde ich Ihnen ein ſolideres Frühſtück auftiſchen."

„Ich danke, Madame," erwiederte Gilbert. Und er aß das Biscuit, wie er den Wein getrunken hatte.

„Gut," verſetzte die Dame, „ſagen Sie mir nun, da Sie ein wenig geſtärkt ſind, wenn anders Sie mich zu Ihrer Vertrauten wollen, welches Intereſſe Sie daran hatten, jenem Wagen zu folgen, der, wie Sie mir erzählten, einen Theil vom Gefolge der Frau Dauphine bildet?"

„Vernehmen Sie die Wahrheit in wenigen Worten, Madame," entgegnete Gilbert. „Ich wohnte bei dem Herrn Barone von Taverney, als Ihre Königliche Hoheit hinkamen, denn Dieſelben befahlen dem Herrn von Taverney, ihr nach Paris zu folgen. Er gehorchte. Da ich eine Waiſe bin, dachte Niemand an mich, und man ließ mich ohne Geld, ohne Mundvorrath zurück. Dann ſchwur ich, daß, da Jedermann mit Hülfe guter Pferde

und guter Wagen nach Verſailles ging, auch ich nach Verſailles gehen wolle, aber zu Fuß, mit meinen achtzehnjährigen Beinen, und mit meinen achtzehnjährigen Beinen eben ſo ſchnell ankommen ſollte, als ſie mit ihren Pferden und Wagen. Leider verließen mich meine Kräfte, oder vielmehr das Verhängniß ergriff Partei gegen mich. Würde ich mein Geld nicht verloren haben, ſo hätte ich eſſen können, und wenn ich dieſe Nacht gegeſſen hätte, ſo würde ich dieſen Morgen die Pferde wieder eingeholt haben."

„Das laß ich mir gefallen, das nenn' ich Muth!" rief die Dame aus, „und ich wünſche Ihnen Glück dazu, mein Freund. Aber es dünkt mir, daß es einen Umſtand giebt, den Sie nicht wiſſen."

„Welchen?"

„Daß man in Verſailles nicht vom Muthe lebt."

„Ich werde nach Paris gehen."

„Paris gleicht in dieſer Hinſicht Verſailles ſehr."

„Wenn man nicht vom Muthe lebt, ſo lebt man von Arbeit, Madame."

„Gut geantwortet, mein Junge. Aber von welcher Arbeit? Ihre Hände ſind nicht jene eines Tagelöhners oder Laſtträgers?"

„Ich werde ſtudiren, Madame."

„Sie ſcheinen mir ſchon ſehr gelehrt."

„Ja, denn ich weiß, daß ich nichts weiß," antwortete ſpruchreich Gilbert, an die Aeußerung von Sokrates ſich erinnernd.

„Und darf ich Sie fragen, ohne indiscret zu ſeyn, welche Wiſſenſchaft Sie vorzugsweiſe gerne ſtudiren möchten, mein kleiner Freund?"

„Madame," antwortete Gilbert, „ich glaube, daß die beste Wissenschaft jene ist, die dem Menschen gestattet, seines Gleichen am nützlichsten zu seyn. Zudem ist der Mensch etwas so Gebrechliches, daß er das Geheimniß seiner Schwäche studiren soll, um jene seiner Kraft zu kennen. Ich will einst wissen, warum mein Magen meine Beine verhindert hat, mich diesen Morgen zu tragen, endlich will ich auch wissen, ob's nicht diese nämliche Magenschwäche ist, die jenen Zorn in meinen Kopf trieb, jenes Fieber, jenen schwarzen Dunst, die mich zu Boden warfen."

„Ah! Sie werden einen vortrefflichen Arzt abgeben, und es dünkt mir, daß Sie bereits bewundernswerth über Heilkunde sprechen. In zehn Jahren verspreche ich Ihnen meine Kundschaft."

„Ich werde trachten, diese Ehre zu verdienen, Madame," äußerte Gilbert.

Der Postillion hielt an. Man war bei der Station angekommen, ohne einen Wagen gesehen zu haben. Die junge Dame erkundigte sich. Die Dauphine war so eben vor einer Viertelstunde durchgefahren; sie sollte zu Vitry anhalten, um umzuspannen und zu frühstücken. Ein neuer Postillion schwang sich in den Sattel. Die junge Dame ließ ihn im gewöhnlichen Schritte zum Dorfe hinausfahren, dann fragte sie, in einiger Entfernung jenseits des letzten Hauses: „Postillion, getraut Ihr Euch, die Wagen der Frau Dauphine einzuholen?"

„Ohne Zweifel."

„Bevor sie in Vitry ankommen?"

„Teufel! Sie fuhren im scharfen Trabe."

„Aber es ſcheint mir, daß man, im Galoppe fahrend...“

Der Poſtillion ſchaute ſie an. „Dreifaches Trinkgeld!“ ſagte ſie.

„Sie hätten mir dieß ſogleich ſagen ſollen,“ verſetzte der Poſtillion, „ſo wären wir ſchon eine Viertelmeile von hier.“

„Hier iſt ein Sechslivresthaler Abſchlagszahlung; bringen wir die verlorene Zeit wieder ein.“

Der Poſtillion neigte ſich zurück, die junge Dame vorwärts; ihre Hände fügten ſich zuletzt aneinander, und der Thaler ſchlüpfte aus jener der Dame in jene des Poſtillions. Die Pferde erhielten den Gegenſtoß. Der Wagen flog windſchnell dahin. Während des Umſpannens war Gilbert abgeſtiegen; er hatte ſein Geſicht und ſeine Hände an einem Brunnen gewaſchen. Sein Geſicht und ſeine Hände hatten dabei ſehr gewonnen; dann glättete er ſeine Haare, die prächtig waren.

„Wahrhaftig,“ ſagte die junge Frau bei ſich, „er iſt für einen künftigen Arzt nicht gar häßlich.“

Und ſie hatte, Gilbert anſchauend, gelächelt. Gilbert war dann erröthet, wie wenn er gewußt hätte, was ſeine Reiſegefährtin zu lächeln bewog. Nach der Beendigung des Zweigeſpräches mit dem Poſtillione, unterhielt ſich die Reiſende wieder mit Gilbert, deſſen paradoxe Behauptungen, barſche Reden und Sentenzen ſie ſehr ergötzten. Bisweilen nur unterbrach ſie ſich inmitten eines lautſchallenden Gelächters, hervorgerufen durch irgend eine Antwort, die auf eine Meile in die Runde nach Scheinphiloſophie roch, um in den Hintergrund des Wagens zu ſchauen. Wenn dann ihr Arm Gilbert's Geſicht

leicht geſtreift, wenn ihr rundes Kinn die Weiche ihres Gefährten gedrückt hatte, ergötzte ſich die ſchöne Reiſende, die Röthe der Wangen des künftigen Arztes mit ſeinen niedergeſchlagenen Augen contraſtiren zu ſehen. Man legte ſo ungefähr eine Meile zurück. Plötzlich ſtieß die junge Frau einen Freudenſchrei aus, auf den Vorderſitz mit ſo wenig Behutſamkeit ſich werfend, daß ſie dießmal Gilbert mit ihrem Leibe gänzlich bedeckte. Sie hatte ſo eben die letzten Wagen des Zuges erblickt, der mühſam einen langen Abhang erklomm, auf welchem ſich zwanzig Wagen reihten, aus denen faſt alle Reiſenden ausgeſtiegen waren. Gilbert machte ſich aus den Falten des Kleides mit großen Blumen heraus, ſchlüpfte mit ſeinem Kopfe unter eine Achſel, und kniete ſich ebenfalls auf die Vorderbank, inmitten aller dieſer emporſteigenden Pygmäen, das Fräulein von Taverney mit eifrigen Blicken ſuchend. Er glaubte Nicole an ihrer Mütze zu erkennen.

„Was iſt nun zu machen, Madame?“ fragte der Poſtillion.

„Wir müſſen dem ganzen Zuge vorfahren.“

„Dem ganzen Zuge vorfahren? Unmöglich, Madame. Man fährt der Dauphine nicht vor.“

„Warum?“

„Weil es verboten iſt. Alle Wetter, den Pferden des Königs vorfahren! Ich käme auf die Galeeren.“

„Höre, mein Freund, richt es ein, wie Du kannſt, aber ich muß ihnen vorfahren.“

„Ja, gehören Sie denn nicht zum Zuge?“ fragte Gilbert, der bisher den Wagen der jungen Dame für einen verſpäteten Wagen gehalten, und in all dieſer

Eile nur den Wunſch erblickt hatte, die Reihe wieder einzuholen.

„Der Wunſch, ſich zu belehren, iſt gut," antwortete die junge Dame; „Indiscretion taugt nichts."

„Entſchuldigen Sie mich, Madame," verſetzte Gilbert erröthend.

„Wohlan, was thun wir?" fragte die Reiſende den Poſtillion.

„Ei, wir fahren bis Vitry hinten nach. Dort werden wir, wenn Ihre Hoheit anhalten, um die Erlaubniß bitten, zu paſſiren."

„Aber man wird ſich erkundigen, wer ich bin, und es erfahren... Nein, nein, dieß taugt nichts; ſuchen wir etwas Anderes."

„Madame," ſagte Gilbert, „wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte."

„Geben Sie ihn, mein Freund, geben Sie ihn, und wenn er gut iſt, wird man ihn befolgen."

„Er beſtände darin, einen Seitenweg einzuſchlagen, Vitry umfahrend, und ſo käme man der Frau Dauphine voraus, ohne es an Ehrerbietung gegen ſie gebrechen zu laſſen."

„Der Junge ſpricht wahr," rief die Dame aus. „Poſtillion, giebt's keinen Seitenweg?"

„Wohin?"

„Wohin Ihr wollet, woferne wir nur die Frau Dauphine hinter uns laſſen."

„Ah! allerdings," ſagte der Poſtillion; „hier zur Rechten iſt der Weg nach Marolle, der um Vitry herumführt, und zu Lachauſſée wieder in die Hauptſtraße ausmündet."

„Bravo!“ rief die junge Frau aus; „das iſt gut!“

„Aber Madame wiſſen,“ äußerte der Poſtillion, „daß ich durch dieſen Umweg die Poſt verdopple.“

„Zwei Louisd'or für Euch, wenn Ihr vor der Dauphine zu Lachauſſée ſeyd.“

„Fürchten Madame nicht, Ihren Wagen zu zerbrechen?“

„Ich fürchte nichts. Wenn der Wagen bricht, werde ich meinen Weg zu Pferd fortſetzen.“

Und rechts einlenkend, verließ der Wagen die Hauptſtraſſe, ſchlug einen Seitenweg mit tiefen Geleiſen ein, und folgte einem kleinen Fluße mit bleichem Gerinne, der ſich zwiſchen Lachauſſée und Mutigny in die Marne ergießt. Der Poſtillion hielt Wort; er that Alles, was menſchlicherweiſe möglich iſt, um den Wagen zu zerbrechen, aber auch um anzukommen. Zwanzigmal wurde Gilbert auf ſeine Gefährtin geworfen, die ebenfalls zwanzigmal in Gilbert's Arme fiel. Dieſer war artig, ohne beläſtigend zu ſeyn. Er wußte ſeinem Munde zu gebieten, nicht zu lächeln, während jedoch ſeine Augen der jungen Frau ſagten, daß ſie ſchön ſey. Die Vertraulichkeit entſteht ſchnell aus Wagenſtöſſen und Einſamkeit; nach Verlauf von zwei Stunden der Seitenfahrt, dünkte es Gilbert, daß er ſeine Gefährtin ſeit zehn Jahren kenne, und ihrerſeits hätte die junge Frau geſchworen, Gilbert ſeit ſeiner Geburt zu kennen. Gegen eilf Uhr erreichte man die Hauptſtraſſe von Vitry nach Châlons. Ein Kurier, den man ausfragte, gab den Aufſchluß, daß die Dauphine zu Vitry nicht nur frühſtückte, ſondern auch ſo müde ſich fühlte, daß ſie dort zwei Stunden lang

ausruhen werde. Er fügte bei, an die nächste Station abgesendet zu seyn, um das Anspannpersonal aufzufordern, gegen drei bis vier Uhr Nachmittag sich bereit zu halten. Diese Nachricht steigerte die Freude der Reisenden auf's Höchste. Sie gab dem Postillione die versprochenen zwei Louisd'or, und sagte, zu Gilbert sich wendend: „Ah! meiner Treue, auch wir werden auf der nächsten Station diniren."

Aber es war beschlossen, daß Gilbert auf dieser Station noch nicht diniren sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Worin man mit einer neuen Person Bekanntschaft macht.

Auf dem Gipfel der Anhöhe, welche der Postwagen eben erklomm, erblickte man das Dorf Lachaussée, wo man umspannen wollte. Es war ein anmuthiges Durcheinander von strohgedeckten Häusern, und hingebaut, je nach der Laune der Bewohner, mitten in den Weg, in die Ecke einer Baumgruppe, in die Nähe einer Quelle, und am häufigsten den Lauf des großen Baches entlang, von dem wir sprachen, und über welchen vor jedem Hause Stege und Bretter gelegt waren. Aber für den Augenblick war die merkwürdigste Sache dieses hübschen, kleinen Dorfes ein Mann, der, bachabwärts, mitten auf dem Wege postirt, wie wenn er irgend einen Befehl von einer höheren Macht erhalten hätte, seine Zeit damit zubrachte, bald seine Augen sehnsüchtig nach der Haupt-

ſtraſſe zu richten, bald mit dem Blicke einen herrlichen Grauſchimmel mit langer Mähne zu betrachten, der, an den Fenſterladen einer Strohhüte befeſtiget, die Bretter mit Kopfſtöſſen erſchütterte, eine Ungeduld ausdrückend, welche der Sattel, den er auf ſeinem Rücken trug, zum Anzeichen, daß er ſeinen Herrn erwartete, entſchuldigen zu ſollen ſchien. Bisweilen näherte ſich der Fremde, überdrüßig, vergebens nach der Straſſe zu ſchauen, dem Pferde, und muſterte es als Kenner, wagte es auch, eine geübte Hand auf ſeinen fleiſchigen Rücken zu legen, oder mit den Fingerſpitzen die zarten Beine zu kneiffen. Dann, nach Vermeidung des Hufſchlages, den das ungeduldige Thier nach jedem Verſuche dieſer Art verſetzen wollte, kehrte er wieder auf ſeinen Beobachtungspunkt zurück, und befragte die noch immer öde Straſſe. Zuletzt, da er nichts kommen ſah, klopfte er an den Fenſterladen. „Holla! Niemand da!“ rief er.

„Wer klopft?“ fragte eine Mannsſtimme, und der Fenſterladen ging auf.

„Mein Herr,“ ſagte er, „wenn Ihr Pferd zu verkaufen iſt, ſo iſt der Käufer gefunden.“

„Sie ſehen wohl, daß es keinen Strohwiſch am Schweiſe hat,“ antwortete eine Art von Bauer, den Fenſterladen wieder ſchließend, den er geöffnet hatte.

Dieſe Antwort ſchien dem Fremden nicht zu genügen, denn er klopfte zum Zweitenmale. Er war ein Mann von vierzig Jahren, groß und ſtark, mit einer rothen Geſichtsfarbe, mit blauem Barte, mit einer knorrigen Hand unter einer großen Spitzenmanſchette. Er trug einen mit Borten beſetzten Hut, ſchräg auf den

Kopf gestülpt, nach der Mode der Provinzoffiziere, welche die Pariser abschrecken wollen. Er klopfte zum Drittenmale. Dann wurde er ungeduldig, und sagte: „Wissen Sie, daß Sie unartig sind, mein Lieber, und daß ich Ihren Fensterladen, wenn Sie ihn nicht auf der Stelle öffnen, einsprengen werde?“

Der Fensterladen ging in Folge dieser Drohung wieder auf, und das nämliche Gesicht erschien wieder. — „Aber wenn man Ihnen sagt, daß das Pferd nicht verkauft wird?“ antwortete der Bauer zum Zweitenmale. „Zum Teufel! das soll Ihnen genug seyn!“

„Ei, ich sag' Ihnen aber, daß ich einen Klepper brauche.“

„Wenn Sie einen Klepper brauchen, so holen Sie einen auf der Post. Es sind ihrer sechszig dort, die aus den Marställen Seiner Majestät kommen, und Sie werden eine Auswahl haben. Aber lassen Sie das Pferd der Person, die nur eines hat.“

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich gerade dieses will.“

„Kein schlechter Geschmack... ein arabisches Pferd.“

„Ein Grund mehr, daß ich Lust habe, es zu kaufen.“

„Es ist möglich, daß Sie Lust haben, es zu kaufen; leider ist es aber nicht zu verkaufen.“

„Aber wem gehört es denn?“

„Sie sind sehr neugierig!“

„Und Du sehr discret.“

„Wohlan, es gehört einer Person, die bei mir wohnt, und dieses Thier liebt, wie sie ein Kind lieben würde.“

„Ich will mit dieser Person sprechen.“

„Sie ſchläft.“

„Iſt's ein Mann, oder eine Frau?“

„Eine Frau.“

„Nun denn, ſag' dieſer Frau, daß, wenn ſie fünfhundert Piſtolen braucht, man ſie ihr für dieſes Pferd geben wird.“

„O! o!“ verſetzte der Bauer, die Augen weit aufſperrend; „fünfhundert Piſtolen! Das iſt ein hübſches Stück Geld!“

„Setze hinzu, wenn Du willſt, daß der König Luſt zu dieſem Pferde hat.“

„Der König?“

„In Perſon.“

„Gehen Sie doch, Sie ſind wohl nicht der König?“

„Nein, aber ich repräſentire ihn.“

„Sie repräſentiren den König?“ fragte der Bauer, ſeinen Hut abnehmend.

„Mach ſchnell, Freund, der König hat ſehr Eile.“ Und der Herkules warf einen Ueberwachungsblick auf die Straſſe.

„Nun denn, Sie dürfen unbeſorgt ſeyn,“ entgegnete der Bauer; „wenn die Dame erwacht ſeyn wird, werde ich einige Worte hiewegen mit ihr ſprechen.“

„Ja, aber ich habe keine Zeit, zu warten, bis ſie erwacht ſeyn wird.“

„Was iſt alſo zu thun?

„Parbleu! Wecke ſie auf!“

„Ah! ja wohl... niemals.“

„Wohlan, ſo will ich ſelbſt ſie aufwecken. Warte, warte!“

Und die Perſon, welche Seine Majeſtät zu repräſentiren behauptete, näherte ſich, um an den obern Fenſterladen mit einer langen Reitgerte mit ſilbernem Knopfe, die ſie in der Hand trug, zu klopfen. Doch die bereits erhobene Hand des Fremden ſenkte ſich, ohne den Fenſterladen auch nur zu berühren; denn im nämlichen Augenblicke bemerkte er einen Wagen, der im ſcharfen, aber letzten Trabe von drei erſchöpften Pferden ankam. Das geübte Auge des Fremden erkannte die Füllungen des Wagens, und er eilte ihm mit einem Sprunge entgegen, der dem arabiſchen Pferde Ehre gemacht hätte, nach deſſen Beſitze es ihn ſo ſehr gelüſtete. Dieſer Wagen war die Poſtkaleſche, welche die Reiſende, Gilbert's Schutzengel, brachte. Bei dem Anblicke dieſes Mannes, der ihm Zeichen gab, war der Poſtillion, welcher nicht wußte, ob ſeine Pferde bis zur Poſt gehen würden, ſehr erfreut, ſtille zu halten.

„Chon! meine gute Chon!“ rief der Fremde aus, „biſt Du's endlich? Guten Tag! guten Tag!“

„Ich ſelbſt, Jean,“ antwortete die bei dieſem ſonderbaren Namen angerufene Reiſende, „und was machſt Du da?“

„Pardieu, eine ſaubere Frage; ich warte auf Dich.“

Und der Herkules ſprang auf den Antritt, und bedeckte die junge Frau, durch die Oeffnung des Kutſchenſchlages, mit ſeinen langen Armen ſie umſchlingend, mit Küſſen. Plötzlich gewahrte er Gilbert, der, aller Beziehungen unkundig, die zwiſchen den beiden Perſonen beſtehen konnten, die wir ſo eben einführten, eine ſaure Miene machte, ziemlich ähnlich jener eines Hundes, dem

man das Bein nimmt. „Nun," fragte er, „wen haſt Du denn da aufgeklaubt?"

„Einen ſehr unterhaltenden, kleinen Philoſophen," antwortete das Fräulein Chon, wenig darum bekümmert, ob ſie ihren Günſtling beleidige, oder ihm ſchmeichle.

„Und wo fandeſt Du ihn?"

„Auf der Straße. Aber nicht darum handelt es ſich."

„Es iſt wahr," erwiederte der Mann, den man Jean nannte. „Nun denn, unſere alte Gräfin von Bearn?"

„Das iſt in der Ordnung?"

„Wie ſo in der Ordnung?"

„Ja, ſie wird kommen."

„Ja, ja, ja," nickte das Fräulein Chon mit dem Kopfe.

Dieſe Scene währte noch immer vom Antritte bis zum Polſterſitze des Wagens fort.

„Was haſt Du ihr denn vorgeſpiegelt?" fragte Jean.

„Daß ich die Tochter ihres Advokaten, des Herrn Flageol ſey, daß ich durch Verdun fuhr, und den Auftrag erhielt, ihr im Namen meines Vaters zu melden, daß ihr Prozeß in das Regiſter eingetragen wurde."

„Iſt dieß Alles?"

„Allerdings. Nur fügte ich bei, daß das Eintragen in das Regiſter ihre Anweſenheit in Paris unerläßlich mache."

„Was that ſie dann?"

„Sie riß ihre kleinen grauen Augen auf, ſchnupfte

ihren Tabak, behauptete, daß Herr Flageol der erſte Mann der Welt ſey, und ertheilte Befehle wegen ihrer Abreiſe."

„Das iſt köſtlich, Chon! Ich ernenne Dich zu meinem außerordentlichen Geſandten. Frühſtücken wir nun?"

„Ganz gewiß, denn dieſer unglückliche Junge ſtirbt vor Hunger, aber hurtig, nicht wahr?"

„Warum denn?"

„Weil ſie hinten nachkommt!"

„Die alte Prozeßführerin! Pah! Wenn wir ihr nur zwei Stunden Vorſprung abgewinnen, die nöthige Zeit, um mit Herrn von Maupeou zu ſprechen."

„Nein, die Dauphine."

„Pah! Die Dauphine muß noch in Nancy ſeyn."

„Sie iſt ein Vitry."

„Drei Meilen weit von hier?"

„Nicht mehr und nicht weniger."

„Alle Wetter! Das iſt etwas Anderes! Vorwärts, Poſtillion, vorwärts!"

„Wohin, mein Herr?"

„Auf die Poſt."

„Steigen Sie ein oder ab, mein Herr?"

„Ich bleibe, wo ich bin. Zugefahren!"

Der Wagen fuhr mit dem Reiſenden auf dem Antritte fort; fünf Minuten nachher hielt er vor dem Poſthauſe.

„Schnell, ſchnell, ſchnell," ſagte Chon, „Cotelettes, ein Huhn, Eier, eine Flaſche Burgunder, was gleich zu haben iſt: wir müſſen auf der Stelle wieder fortreiſen."

„Um Vergebung, Madame," erwiederte der Poſt-

meiſter, auf die Schwelle ſeiner Thüre vortretend, „wenn Sie auf der Stelle wieder fortreiſen, ſo wird dieß mit Ihren Pferden geſchehen.“

„Wie? Mit unſern Pferden?“ verſetzte Jean ſchwerfällig, vom Antritte herabſpringend.

„Ja, ohne Zweifel, oder mit jenen, mit denen Sie hergefahren ſind.“

„Nein,“ ſagte der Poſtillion, „ſie haben die Poſt ſchon verdoppelt; ſehen Sie, in welchem Zuſtande dieſe armen Thiere ſind.“

„O! es iſt wahr,“ äußerte Chon, „es iſt unmöglich, daß ſie weiter gehen. Aber was hindert Sie, mir friſche Pferde zu geben?“

„Der Umſtand, daß ich keine Pferde mehr habe.“

„Ei, Sie müſſen welche haben. Es liegt eine Verordnung vor, zum Teufel!“

„Mein Herr, die Verordnung verpflichtet mich, fünfzehn Pferde in meinem Ställen zu haben.“

„Nun denn?“

„Nun denn ... ich habe ihrer achtzehn.“

„Dieß iſt mehr, als ich verlange, da ich nur drei brauche.“

„Allerdings, aber ſie ſind nicht zu Hauſe.“

„Alle achtzehn?“

„Alle achtzehn.“

„Fünfundzwanzig Donnerwetter?“ fluchte der Reiſende.

„Vicomte! Vicomte!“ rief die junge Frau.

„Ja, ja, Chon,“ ſagte der Großſprecher, „ſeyen Sie unbeſorgt, man wird ſich mäßigen. Und wann werden Deine Mähren zurückkommen?“ fuhr der Vicomte fort, zum Poſtmeiſter ſich wendend.

„Ei, mein Edelmann, ich weiß es nicht; dieß hangt von den Postillionen ab; vielleicht in einer Stunde, vielleicht in zwei.“

„Sie wissen, Meister,“ sagte der Vicomte Jean, indem er seinen Hut auf das linke Ohr setzte, und das rechte Bein bog, „Sie wissen oder wissen nicht, daß ich niemals scherze?“

„Ich bin darüber sehr betrübt; es wäre mir lieber, mein Herr, wenn Ihr Humor zum Scherze sich hinneigen würde.“

„Nun, angespannt, und zwar auf's Schnellste,“ sagte Jean, „oder ich werde böse.“

„Kommen Sie mit mir in den Stall, mein Herr, und wenn Sie ein einziges Pferd an der Raufe finden, so geb ich's Ihnen umsonst.“

„Duckmäuser! Und wenn ich deren sechszig finde?“

„Dieß wäre eben so viel, als ob Sie kein Einziges fänden, mein Herr, da diese sechszig Pferde Seiner Majestät gehören.“

„Nun denn?“

„Nun denn, diese leiht man nicht aus.“

„Wozu sind sie dann hier?“

„Ei, zum Dienste der Frau Dauphine.“

„Was! Sechszig Pferde an der Krippe, und kein Einziges für mich?“

„Sie begreifen denn doch . . .“

„Ich begreife nur Eines, daß ich Eile habe.“

„Das ist unangenehm.“

„Und da die Frau Dauphine,“ fuhr der Vicomte fort, ohne sich um die Unterbrechung des Postmei-

ſters zu bekümmern, „erſt heute Abend hier eintreffen wird...“

„Sie ſagen?...“ fragte der Poſtmeiſter beſtürzt.

„Ich ſage, daß die Pferde vor der Ankunft der Frau Dauphine wieder zurückgekehrt ſeyn werden.“

„Mein Herr,“ rief der arme Mann, „ſollten Sie ſich wirklich erkühnen?...“

„Parbleu,“ erwiederte der Vicomte, in den Schoppen tretend, „ich werde mich geniren; warte!“

„Aber, mein Herr...“

„Nur drei. Ich verlange nicht acht Pferde, wie die königlichen Hoheiten, obgleich dazu berechtiget... durch Heirathsverwandtſchaft wenigſtens; nein, drei werden mir genügen.“

„Aber Sie werden auch nicht ein Einziges bekommen,“ rief der Poſtmeiſter aus, indem er zwiſchen die Pferde und den Fremden ſprang.

„Grobian,“ ſagte der Vicomte, vor Zorn erblaſſend, „weißt Du, wer ich bin?“

„Vicomte,“ rief Chon's Stimme, „Vicomte, um's Himmelswillen, keinen Scandal!“

„Du haſt Recht, meine gute Chonchon, Du haſt Recht.“ Dann ſagte er nach einem kurzen Nachſinnen: „Weiter; keine Worte; Werke.“ Hierauf wendete er ſich mit der artigſten Miene von der Welt zum Wirthe, und ſagte: „Mein lieber Freund, ich will Sie der Verantwortlichkeit überheben.“

„Wie ſo?“ fragte jener noch ſchlecht beſchwichtiget, ungeachtet des freundlichen Geſichtes ſeines Mitſprechers.

„Ich werde mich selbst bedienen. Hier sind drei Pferde von völlig gleicher Gestalt. Ich nehme sie.“

„Wie! Sie nehmen sie?“

„Ja.“

„Und Sie heißen dieß: mich der Verantwortlichkeit überheben?“

„Allerdings; Sie haben sie nicht verabfolgt, man hat sie Ihnen genommen.“

„Aber ich sage Ihnen, daß dieß unmöglich ist.“

„Nun, wo thut man hier die Pferdgeschirre hin?“

„Daß keiner sich rühre!“ rief der Postmeister den zwei bis drei Stallknechten zu, die im Hofe und in den Schoppen umhergingen.

„Ah! Schlingel!“

„Jean! Mein lieber Jean!“ rief Chon, die durch die Oeffnung des großen Thores Alles sah und hörte, was vorging. Keinen schlimmen Handel, mein Freund! Mit einer Mission reisend, muß man zu dulden wissen.“

„Alles, mit Ausnahme von Verzögerung,“ erwiederte Jean mit seinem schönsten Phlegma; „daher, da ich mich verspäten würde, wollte ich warten, bis diese Spitzbuben mir helfen möchten, das Nöthige zu thun, will ich es selbst besorgen.“

Und die That der Drohung beifügend, nahm Jean von der Wand nacheinander drei Pferdegeschirre herab, die er auf den Rücken von drei Pferden legte.

„Ich bitte Dich, Jean,“ rief Chon, die Hände faltend, „ich bitte Dich!“

„Willst Du ankommen, oder nicht?“ fragte der Vicomte zähneknirschend.

„Allerdings will ich ankommen! Alles iſt verloren, wenn wir nicht ankommen.“

„Wohlan, ſo laß mich alſo handeln.“ Und der Vicomte trennte von den übrigen Pferden die drei von ihm gewählten Thiere, welche nicht die ſchlechteſten waren, und ging dem Wagen zu, indem er ſie hinter ſich nachzog.

„Bedenken Sie, mein Herr, bedenken Sie,“ rief der Poſtmeiſter aus, Jean auf dem Fuße folgend, „Pferdediebſtahl iſt ein Verbrechen beleidigter Majeſtät.“

„Ich ſtehle ſie nicht, Dummkopf, ich borge ſie, weiter nichts. Vorwärts, meine kleinen Schwarzen, vorwärts!“ Der Poſtmeiſter ſprang nach den Leitſeilen, aber bevor er ſie berührte, ſtieß ihn der Fremde derb zurück.

„Mein Bruder! Mein Bruder!“ rief das Fräulein Chon aus.

„Ah! es iſt ihr Bruder,“ murmelte Gilbert, im Wagen leichter athmend.

In dieſem Momente öffnete ſich gerade gegenüber der Thüre der Meierei, auf der andern Seite der Straße, ein Fenſter, an welchem der wunderſchöne Kopf einer Frau erſchien, die über den vernommenen Lärm ganz beſtürzt war.

„Ah! Sie ſind's, Madame,“ ſagte Jean, ein anderes Geſpräch beginnend.

„Wie ſo ich?“ erwiederte die junge Frau in ſchlechtem Franzöſiſch.

„Sie ſind alſo erwacht; deſto beſſer. Wollen Sie Ihr Pferd an mich verkaufen?“

„Mein Pferd?“

„Ja, den Grauſchimmel, den Araber, der dort am

Fenſterladen befeſtiget iſt. Sie wiſſen, daß ich fünfhundert Piſtolen dafür biete."

„Ich verkaufe mein Pferd nicht, mein Herr," äußerte die junge Frau, und machte das Fenſter wieder zu.

„Ei, heute hab' ich kein Glück," ſagte Jean, „man will an mich nicht verkaufen, und mir nicht borgen. Corbleu! ich werde den Araber nehmen, wenn man ihn mir nicht zu kaufen giebt, und dieſe Mecklenburger zu Tode jagen, wenn man ſie mir nicht leiht. Komm her, Patrice!"

Der Lakei des Reiſenden ſprang vom Wagenbocke herab. „Spann an," ſagte Jean zum Lakeien.

„Zu mir her, Stallknechte! zu Hülfe!" rief der Wirth. Zwei Stallknechte eilten herbei.

„Jean! Vicomte!" ſchrie das Fräulein Chon, indem ſie ſich im Wagen hin und her bewegte, den ſie vergebens zu öffnen ſuchte, „Sie ſind verrückt, Sie bringen es dahin, daß wir Alle umgebracht werden!"

„Umbringen! Wir werden umbringen! Wir ſind Drei gegen Drei. Auf, junger Philoſoph," ſchrie Jean aus vollem Halſe Gilbert zu, der ſich nicht rührte, ſo ſehr war er verblüfft. „Auf, heraus! heraus! und handhaben wir etwas, Stock, Steine oder Fauſt. Steigen Sie doch aus, morbleu, Sie haben ja das Ausſehen eines Heiligen von Gyps!"

Mit einem beſorgten und zugleich flehenden Blicke fragte Gilbert ſeine Gönnerin, die ihn am Arme zurückhielt. Der Poſtmeiſter ſchrie ſich heiſer, indem er

die Pferde auf ſeine Seite zog, die Jean auf die andere zerrte. Dieſes Trio bildete das kläglichſte und lärmendſte Concert. Endlich ſollte der Kampf ein Ende nehmen. Der Vicomte Jean, überdrüſſig, gereizt, mit erſchöpfter Geduld, verſetzte dem Vertheidiger der Pferde einen ſo tüchtigen Fauſtſtoß, daß dieſer in ſeine Pfütze mitten unter die aufgeſcheuchten Enten und Gänſe kugelte. „Zu Hülfe!“ ſchrie er, „Mörder! Mörder! Zu Hülfe! Im Namen des Königs!“ fuhr der Wirth fort, indem er die beiden verblüfften Stallknechte an ſich zu ziehen ſuchte.

„Wer verlangt Hülfe im Namen des Königs?“ rief plötzlich ein Reiter aus, der im Galoppe in den Poſthof ſprengte, und dicht bei den Theilnehmern der Scene ſein ſchweißtriefendes Pferd anhielt.

„Herr Philipp von Taverney,“ murmelte Gilbert, tiefer als jemals in den Hintergrund des Wagens ſich duckend. Chon, welcher nichts entging, hörte den Namen des jungen Mannes.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Vicomte Jean.

Der junge Lieutenant der Dauphingendarmen, . . . denn dieſer war's, ſprang von ſeinem Pferde, bei dem Anblicke der bizarren Scene, die alle Weiber und Kinder des Dorfes Lachauſſée um das Poſthaus zu ſchaaren begann. Philipp erblickend, warf ſich der Poſtmeiſter, ſo zu ſagen, vor dieſem unerwarteten Beſchützer auf die

Knie, den ihm die Vorsehung sendete. „Herr Officier," rief er, „wissen Sie, was vorgeht?"

„Nein," antwortete Philipp kalt; „aber Sie werden es mir sagen."

„Wohlan, man will die Pferde Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Dauphine mit Gewalt nehmen."

Philipp spitzte die Ohren, wie ein Mensch, dem man eine unglaubliche Sache verkündet. „Und wer will denn die Pferde nehmen?" fragte er.

„Dieser Herr da," sagte der Postmeister, und wies mit dem Finger auf den Vicomte Jean.

„Dieser Herr?" wiederholte Philipp.

„Ei, mordieu, ja, ich selbst," sagte der Vicomte.

„Sie irren sich," erwiederte Taverney, den Kopf schüttelnd, „das ist unmöglich, oder dieser Herr ist verrückt, oder dieser Herr ist kein Edelmann."

„Sie irren sich in beiden Punkten, mein lieber Lieutenant," versetzte der Vicomte, „man trägt den Kopf auf dem rechten Flecke, und steigt aus den Wagen Seiner Majestät, bis man wieder einsteigt."

„Wenn Ihr Kopf auf dem rechten Flecke steht, und Sie aus den Wagen Seiner Majestät steigen, wie können Sie sich dann unterstehen, Hand an die Pferde der Dauphine zu legen?"

„Zuvörderst sind hier sechszig Pferde; Ihre Königliche Hoheit können nur acht davon verwenden, ich müßte also sehr unglücklich seyn, wenn ich, auf Gerathewohl drei nehmend, eben jene der Frau Dauphine nähme."

„Es sind sechszig Pferde hier, das ist wahr," be-

merkte der junge Mann; „Ihre Königliche Hoheit verwenden davon nur acht, das iſt wieder wahr; dieß verhindert aber nicht, daß alle dieſe Pferde, vom erſten bis zum ſechszigſten, Ihrer Königlichen Hoheit gehören, und Sie können in Bezug auf den Dienſtbeſtand der Prinzeſſin keinen Unterſchied aufſtellen.“

„Sie ſehen jedoch, daß man einen Unterſchied aufſtellt,“ antwortete der Vicomte ironiſch, „weil ich dieſes Geſpann nehme. Muß ich zu Fuß gehen, während Schurken von Lakeien vierſpännig fahren? Mordieu! Sie ſollen es machen, wie ich, und ſich mit drei Pferden begnügen, und ſie werden noch einen Vorrath davon behalten.“

„Wenn dieſe Lakeien vierſpännig fahren, mein Herr,“ ſagte Philipp, den Arm nach dem Vicomte ausſtreckend, um ihm zu bedeuten, auf dem begonnenen Vorhaben nicht hartnäckig zu beſtehen, „ſo geſchieht dieß auf Befehl des Königs. Belieben Sie alſo, mein Herr, Ihrem Kammerdiener zu befehlen, dieſe Pferde dorthin zurückzuführen, wo Sie ſie genommen haben.“

Dieſe Worte wurden eben ſo feſt als artig geſprochen, und wollte man nicht ein Elender ſeyn, ſo mußte man artig darauf antworten. „Sie hätten vielleicht Recht, mein lieber Lieutenant, ſo zu ſprechen,“ verſetzte der Vicomte, „wenn es in Ihrer Ordre läge, über dieſe Thiere zu wachen, aber ich weiß noch nicht, daß die Dauphingendarmen zum Grade von Stallknechten wären erhoben worden; drücken Sie alſo die Augen zu, ſagen Sie Ihren Leuten, es eben ſo zu machen, und . . . glückliche Reiſe!“

„Sie ſind im Irrthume, mein Herr, ohne zum Stallknechtsgrade erhoben, oder dazu herabgeſtiegen zu ſeyn, gehört, was ich jetzt thue, in meinen Wirkungskreis; denn die Frau Dauphine ſelbſt ſendet mich voraus, um über ihre Relais zu wachen.“

„Das iſt dann etwas Anderes,“ entgegnete Jean, „aber erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, Sie verrichten da einen traurigen Dienſt, mein Officier, und wenn die junge Dame die Armee auf ſolche Art zu behandeln beginnt . . .“

„Von wem ſprechen Sie in ſolchen Ausdrücken, mein Herr?“ unterbrach ihn Philipp.

„Ei, parbleu! Von der Oeſtreicherin.“

Der junge Mann wurde weiß wie ſeine Halsbinde. „Sie wagen zu äußern, mein Herr . . .“ rief er aus.

„Nicht nur wag' ich zu äußern, ſondern ich wage auch zu handeln,“ fuhr Jean fort. „Auf, Patrice, ſpannen wir an, und zwar ſchnell, denn ich habe Eile.“

Philipp faßte das erſte Pferd beim Zügel. „Mein Herr,“ fragte Philipp von Taverney mit ſeiner ruhigen Stimme, „Sie werden mir das Vergnügen machen, mir zu ſagen, wer Sie ſind, nicht wahr?“

„Iſt Ihnen daran gelegen?“

„Es iſt mir daran gelegen.“

„Wohlan! ich bin der Vicomte Jean Dubarry.“

„Wie! Sie ſind der Bruder jener . . .“

„Welche machen wird, daß Sie in der Baſtille verfaulen, mein Officier, wenn Sie noch ein einziges Wort beifügen.“ Und der Vicomte ſchwang ſich in den Wagen.

Philipp näherte ſich dem Schlage. „Herr Vicomte

Jean Dubarry," ſagte er, „Sie werden mir die Ehre erweiſen, auszuſteigen, nicht wahr?"

„Ah! das iſt ein Einfall! Ich habe wohl Zeit dazu!" verſetzte der Vicomte, indem er den offenen Schlag an ſich zu ziehen ſuchte.

„Wenn Sie eine Secunde zögern, mein Herr," erwiederte Philipp, indem er mit ſeiner linken Hand das Zumachen des Schlages verhinderte, „... ich gebe Ihnen mein Ehrenwort ... ſo renne ich Ihnen meinen Degen durch den Leib." Und er zog mit ſeiner freigebliebenen Hand ſeinen Degen.

„Ah! iſt's denn möglich!" rief Chon aus; „das iſt ja ein Mord! Verzichten Sie auf dieſe Pferde, Jean, verzichten Sie!"

„Ah! Sie drohen mir!" knirſchte der Vicomte ergrimmt, indem er ebenfalls ſeinen Degen ergriff, den er auf den Vorderſitz gelegt hatte.

„Und der Drohung wird die That folgen, wenn Sie eine Secunde zögern, eine einzige, verſtehen Sie?" ſagte der junge Mann, indem er ſeinen Degen pfeifen ließ.

„Wir werden niemals fortkommen," flüſterte Chon Jean in's Ohr, „wenn Sie dieſen Officier nicht ſanft behandeln."

„Weder Sanftmuth noch Gewalt verhindert mich im Vollzuge meiner Pflicht," bemerkte Philipp mit einer höflichen Verbeugung, denn er hatte die Anempfehlung der jungen Frau gehört; „rathen alſo Sie ſelbſt dieſem Herrn, zu gehorchen, oder ich werde mich im Namen des Königs, den ich repräſentire, gezwungen ſehen, ihn zu tödten, wenn er einwilliget, ſich zu ſchlagen, ihn zu verhaften, wenn er ſich weigert."

„Und ich ſage Ihnen, daß ich, wider Ihren Willen, fortreiſen werde," ſchrie der Vicomte, aus dem Wagen ſpringend, und zu gleicher Zeit ſeinen Degen ziehend.

„Dieß werden wir ſehen, mein Herr," antwortete Philipp, indem er die Stellung nahm, und die Klinge ſeines Gegners berührte, verſtehen Sie?"

„Mein Lieutenant," ſagte der Brigadier, der, unter Philipp, ſechs Mann der Bedeckung kommandirte, „mein Lieutenant, muß ich..."

„Weichen Sie nicht von der Stelle, mein Herr," ſagte der Lieutenant, „das iſt eine perſönliche Angelegenheit; nun Herr Vicomte, ich ſtehe Ihnen zu Befehl."

Das Fräulein Chon ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, Gilbert hätte den Wagen ſo tief gewünſcht, wie einen Brunnen, um beſſer verſteckt zu ſeyn. Jean begann den Angriff. Er beſaß eine ſeltene Geſchicklichkeit in dieſer Waffenübung, welche noch mehr Berechnung, als phyſiſche Gewandtheit verlangt. Aber ſichtbar entzog der Zorn dem Vicomte einen Theil ſeiner Kraft. Philipp dagegen ſchien ſeinen Degen wie ein Rappier zu handhaben, und ſich in einem Fechtſaale zu üben. Der Vicomte wich zurück, trat vor, ſprang rechts, ſprang links, ſchrie, indem er nach Art der Regimentsfechtmeiſter ſich weit auslegte. Philipp dagegen, mit ſeinen gepreßten Zähnen, ſeinem geſpannten Auge, feſt und unbeweglich wie eine Statue, ſah Alles, errieth Alles. Jedermann ſchwieg und ſchaute, Chon, wie die Uebrigen. Zwei bis drei Minuten lang währte der Kampf, ohne daß alle Finten, alle Schreie, alle Rückzüge Jean's einen Erfolg hatten, aber auch ohne daß Philipp, der ohne

Zweifel die Fechtmanier ſeines Gegners ſtudirte, ein einzigesmal ausfiel. Plötzlich that der Vicomte Jean einen Sprung rückwärts, und ſtieß einen Schrei aus. Zu gleicher Zeit färbte ſich ſeine Manſchette mit Blut, und Tropfen rieſelten ſeine Finger entlang. Philipp hatte ſo eben mit einem Gegenſtoße den Vorderarm ſeines Gegners durchbohrt. „Sie ſind verwundet, mein Herr?“ fragte er.

„Ich fühle es wohl, ſacrebleu!“ rief Jean erblaſſend, und ließ ſeinen Degen fallen.

Philipp hob ihn auf und gab ihm denſelben. „So mein Herr,“ ſagte er zu ihm, „und machen Sie keine ſolche Thorheiten mehr.“

„Zum Henker! wenn ich welche mache, ſo büße ich ſie!“ brummte der Vicomte. „Komm ſchnell, meine arme Chon-Chon, komm,“ fügte er bei, zu ſeiner Schweſter ſich wendend, die ſo eben aus dem Wagen geeilt war, um ihm beizuſtehen.

„Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu geſtehen, Madame,“ äußerte Philipp, „daß es nicht meine Schuld iſt, und daß ich es innigſt bedauere, zu dieſem Aeußerſten gezwungen worden zu ſeyn, den Degen in Gegenwart einer Dame zu ziehen.“ Und mit einer Verbeugung zog er ſich zurück.

„Spannen Sie dieſe Pferde aus, mein Freund, und führen Sie ſie wieder an ihren Ort,“ ſagte Philipp zum Poſtmeiſter.

Jean wies Philipp die Fauſt, der die Achſeln zuckte.

„Ah! eben recht!“ rief der Poſtmeiſter, „da kommen drei Pferde zurück. Courtin! Courtin! ſpannt ſie ſogleich an den Wagen dieſes Edelmannes.“

„Aber Herr Poſtmeiſter . . .“ erwiederte der Poſtillion.

„Ei, keine Einwendung,“ ſagte der Wirth, „der Herr hat Eile.“

„Mein lieber Herr,“ rief der Poſtmeiſter, „tröſten Sie ſich, hier kommen Pferde heim.“

„Gut,“ murrte Dubarry, „Deine Pferde hätten eine halbe Stunde früher kommen ſollen.“

Und er ſchaute, mit dem Fuße ſtampfend, ſeinen durch und durch gebohrten Arm an, welchen Chon mit ihrem Taſchentuche verband. Inzwiſchen ertheilte Philipp, der wieder zu Pferd geſtiegen war, ſeine Befehle, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

„Fahren wir, Bruder, fahren wir,“ mahnte Chon, Dubarry zum Wagen hin ziehend.

„Und mein Araber?“ fragte er. „Ah! meiner Treue, er mag zum Teufel gehen, ich habe einen Unglückstag.“

Und er ſtieg in den Wagen. „Nun, gut!“ ſagte er, Gilbert gewahrend, „da werde ich jetzt meine Beine nicht ausſtrecken können.“

„Mein Herr,“ erwiederte der junge Mann, „es würde mich äußerſt betrüben, Ihnen läſtig zu ſeyn.“

„Nun, nun, Jean,“ äußerte das Fräulein Chon, „laſſen Sie mir meinen kleinen Philoſophen.“

„Er ſoll auf den Bock ſteigen, parbleu!“

Gilbert erröthete. „Ich bin kein Lakei, um auf den Bock zu ſteigen,“ erwiederte er.

„Sehen Sie,“ ſagte Jean.

„Laſſen Sie mich ausſteigen, und ich werde ausſteigen.“

„Ei, tauſend Teufel, ſteigen Sie aus!“ ſchrie Dubarry.

„Nein doch, nein doch; ſetzen Sie ſich mir gegenüber,“ ſagte Chon, den Jüngling am Arme zurückhaltend, „auf dieſe Art werden Sie meinem Bruder nicht im Wege ſtehen.“

Und zum Ohre des Vicomte ſich neigend, flüſterte ſie: „Er kennt den Mann, der Sie ſo eben verwundet hat.“

Ein Freudenblitz ſchoß aus den Augen des Vicomte. „Sehr gut, er bleibe alſo. Wie heißt jener Herr?“

„Philipp von Taverney.“

In dieſem Augenblicke ritt der junge Officier nahe bei dem Wagen vorbei. „Ah! Sie da, mein kleiner Gendarme!“ rief Jean; „Sie ſind recht ſtolz jetzt, aber heute mir, morgen Dir.“

„Dieß werden wir ſehen, wenn es Ihnen Vergnügen macht,“ verſetzte Philipp unempfindſam.

„Ja, ja, dieß werden wir ſehen, Herr Philipp von Taverney,“ rief Jean, indem er die Wirkung zu erlauſchen ſuchte, welche auf den jungen Mann das ſo unvermuthete Ausſprechen ſeines Namens hervorbringen dürfte.

Wirklich hob Philipp den Kopf mit einer lebhaften Ueberraſchung empor, in welche ſich ein leiſes Gefühl von Beſorgniß miſchte; aber ſogleich ſich wieder faſſend, und ſeinen Hut mit der größten Anmuth von der Welt ziehend, ſagte er: „Glückliche Reiſe, Herr Jean Dubarry.“

Der Wagen fuhr ſchnell von dannen.

„Tausend Donnerwetter!“ rief der Vicomte grimmaſſirend, „weißt Du, daß ich entſetzliche Schmerzen empfinde, kleine Chon?“

„Auf der nächſten Station werden wir einen Arzt verlangen, während dieſer Junge frühſtücken wird,“ antwortete Chon.

„Ah! es iſt wahr,“ äußerte Jean, „wir haben nicht gefrühſtückt. Mir hat das Uebel den Hunger genommen; mich dürſtet, weiter nichts.“

„Wollen Sie ein Glas la Cotewaſſer trinken?“

„Meiner Treue, ja, geben Sie her!“

„Mein Herr,“ fragte Gilbert, „dürfte ich Ihnen eine Bemerkung machen?“

„Thun Sie es.“

„Die Liköre ſind in dem Zuſtande, worin Sie ſich befinden, ein ſehr ſchlechtes Getränk.“

„Ah! wirklich?“ Dann fragte der Vicomte, zu Chon ſich wendend: „Dein Philoſoph iſt alſo ein Arzt?“

„Nein, mein Herr, ich bin kein Arzt; ich werde einſt ein Arzt ſeyn, wenn es Gott gefällt,“ antwortete Gilbert; „aber ich las in einer Abhandlung zum Gebrauche der Kriegsleute, daß der Genuß von Likören, von Weinen und von Café, das erſte Verbot ſey, das man einem Verwundeten einſchärfen müſſe.“

„Ah! Sie haben dieß geleſen. Wohlan, ſprechen wir nicht mehr davon.“

„Wenn Sie mir aber Ihr Taſchentuch geben möchten, Herr Vicomte, ſo würde ich es in jenes Waſſer tauchen, und es durchnäßt um Ihren Arm wickeln; Sie bekämen dadurch eine große Linderung.“

„Thun Sie es, mein Freund, thun Sie es," ſagte Chon; „Poſtillion, haltet!" rief ſie.

Der Poſtillion hielt; Gilbert tauchte das Taſchentuch des Vicomte in den kleinen Bach.

„Dieſer Junge wird uns in unſerer Unterredung ſchrecklich geniren," bemerkte Dubarry.

„Wir werden die Pöbelſprache reden," antwortete Chon.

„Ich habe große Luſt, dem Poſtillion zu rufen, daß er fortfahre, und ihn mit meinem Taſchentuche zurückzulaſſen."

„Sie haben Unrecht; er kann uns nützlich ſeyn."

„Worin?"

„Er gab mir bereits Aufſchlüſſe von großer Wichtigkeit."

„Worüber?"

„Ueber die Dauphine, und ſo eben erſt, wie Sie hörten, nannte er uns den Namen Ihres Gegners."

„Nun denn, meinetwegen, ſo bleibe er!"

In dieſem Momente kam Gilbert mit ſeinem in eiskaltes Waſſer getauchten Taſchentuche zurück. Der Ueberſchlag des Tuches über den Arm des Vicomte that ihm ſehr gut, wie Gilbert es vorherſah. „Meiner Treue, er hatte Recht, ich fühle mich beſſer," ſagte er; „plaudern wir."

Gilbert ſchloß die Augen, und öffnete die Ohren, wurde aber in ſeiner Erwartung getäuſcht. Chon entſprach der Einladung ihres Bruders in jenem glänzenden und lebhaften Dialekte, dieſer Verzweiflung der Pariſerohren, welche in der provenzaliſchen Sprechart nur

ein Schnarren ſchwerfälliger Conſonanten, über muſikaliſche Vocale rollend, vernehmen. Wie ſehr auch Gilbert ſich zu beherrſchen wußte, machte er doch eine Geberde des Aergers, die dem Fräulein Chon nicht entging, welche, um ihn zu tröſten, ein artiges Lächeln an ihn richtete. Aus dieſem Lächeln erkannte Gilbert, daß man ſeiner ſchonte, ſeiner, des Erdwurmes! Er hatte einen durch die Güte des Königs geehrten Vicomte bewältiget. Wenn Andrée in dieſem ſchönen Wagen ihn ſähe! Der Hochmuth blies ihn auf. An Nicole dachte er nicht einmal. Der Bruder und die Schweſter ſetzten ihr Geſpräch in der Pöbelſprache fort. „Gut!“ rief plötzlich der Vicomte aus, zum Schlage hinaus ſich neigend, und rückwärts ſchauend.

„Was?“ fragte Chon.

„Das arabiſche Pferd folgt uns.“

„Welches arabiſche Pferd?“

„Jenes, das ich kaufen wollte.“

„Sieh,“ ſagte Chon, „eine Frau reitet es. O! das prächtige Geſchöpf!“

„Von wem ſprechen Sie. ... von der Frau oder vom Pferde?“

„Von der Frau.“

„Rufen Sie ihr doch, Chon; vor Ihnen wird ſie ſich vielleicht weniger fürchten, als vor mir. Ich würde vielleicht tauſend Piſtolen für das Pferd geben.“

„Und für die Frau?“ fragte Chon lachend.

„Für ſie würde ich mich ruiniren ... Rufen Sie ihr doch!“

„Madame!“ rief Chon, „Madame!“

Aber die junge Frau mit den großen ſchwarzen Augen, in einen weißen Mantel gehüllt, die Stirne von einem grauen Filzhute mit langen Federn umſchattet, flog wie ein Pfeil am Rande des Weges vorbei, mit dem Rufe: „Avanti, Dzerid, Avanti!“ *)

„Das iſt eine Italienerin,“ ſagte der Vicomte, „mordieu! die ſchöne Frau! Wenn ich nicht ſo arge Schmerzen litte, ſo würde ich aus dem Wagen ſpringen, und ihr nachlaufen.“

„Ich kenne ſie,“ erwiederte Gilbert.

„Ah! dieſer kleine Bauer iſt ja der Almanach der Provinz; er kennt Jedermann.“

„Wie heißt ſie?“ fragte Chon.

„Sie heißt Lorenza.“

„Und wer iſt ſie?“

„Sie iſt die Frau des Zauberers.“

„Welches Zauberers?“

„Des Grafen Joſeph Balſamo.“

Der Bruder und die Schweſter ſchauten ſich an. Die Schweſter ſchien zu ſagen: „Hab ich wohl gethan, ihn zu behalten?“

„Meiner Treue, ja,“ ſchien der Bruder zu antworten.

---

*) „Vorwärts!“ D. Ueb.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das kleine Lever der Frau Gräfin Dubarry.

Unsere Leser mögen uns jetzt erlauben, vom Fräulein Chon und dem Vicomte Jean zu scheiden, die auf der Straße von Chalons mit der Post fahren, und sie bei einer andern Person aus der nämlichen Familie einzuführen. In das Appartement von Versailles, welches Madame Adelaide, Tochter Ludwigs XV., bewohnte, hatte dieser Fürst die Frau Gräfin Dubarry, seine Maitresse, seit ungefähr einem Jahre, eingewiesen, nicht ohne lange Zeit voraus die Wirkung zu beobachten, die dieser Staatsstreich am Hofe hervorbringen würde. Die Favoritin, mit ihrem Sichgehenlassen, mit ihren freien Manieren, mit ihrem heiteren Charakter, mit ihrer unversieglichen Aufgelegtheit, mit ihren lärmenden Einfällen, hatte das schweigsame Schloß in eine unruhige Welt verwandelt, worin jeder Bewohner nur unter der Bedingung geduldet war, sich viel zu bewegen und möglichst lustig. Von diesem ohne Zweifel beschränkten Appartement, wenn man die Macht derjenigen betrachtete, die es bewohnte, ging allaugenblicklich der Befehl zu einem Feste aus, oder das Signal zu einer Lustpartie. Aber was gewiß das Seltsamste an den prachtvollen Treppen dieses Theiles des Palastes schien, war der unglaubliche Zufluß von Besuchern, die, vom Morgen an, nämlich gegen neun Uhr, geschmückt und schimmernd hinaufgingen, um sich demüthig in ein Vorzim-

mer voll Sehenswürdigkeiten zu begeben, minder sehenswürdig als das Götzenbild, welches im Heiligthume anzubeten die Auserwählten berufen waren.

Am folgenden Tage nach dem Tage, an welchem auf der Post in dem kleinen Dorfe Lachaussée die von uns so eben erzählte Scene vorfiel, gegen neun Uhr Morgens, das heißt: zur herkömmlichen Stunde, stieg Jeanne von Vaubernier, in einen Nachtmantel von gesticktem Mousseline gehüllt, der unter der flockigen Spitze ihre vollen Beine und ihre Alabasterarme errathen ließen ... späterhin Demoiselle Lange, zuletzt Gräfin Dubarry durch die Gnade des Herrn Jean Dubarry, ihres ehemaligen Gönners, aus dem Bette, wir wollen nicht sagen: gleich einer Venus, aber gewiß schöner als Venus für jeden Mann, der die Wahrheit der Dichtung vorzieht. Bewundernswürdig frisirte dunkelblonde Haare, eine Haut von weißem, azurgeäderten Atlasse, abwechselnd schmachtende und geistvolle Augen, ein kleiner rosiger mit in den reinsten Carmin getauchtem Pinsel gezeichneter Mund, und der sich nur öffnete, um eine Doppelreihe von Perlen sehen zu lassen, Grübchen überall, in den Wangen, im Kinne, an den Fingern; ein Hals, geformt nach jenem der Venus von Milo, eine schlangenhafte Geschmeidigkeit bei einer Wohlbeleibtheit von genauem Maße, ... dieß war's, was Madame Dubarry sich anschickte, den Auserwählten ihres kleinen Lever sehen zu lassen, dieß war's, was Seine Majestät, Ludwig XV., der Auserwählte der Nacht, dennoch am Morgen zu betrachten, wie die Uebrigen, nicht ermangelte, das Sprichwort benützend, welches den Greisen

räth, die Broſamen nicht zu Grunde gehen zu laſſen, die von der Tafel des Lebens fallen.

Schon ſeit einiger Zeit ſchlief die Favoritin nicht mehr. Um acht Uhr hatte ſie geklingelt, damit man dem Tage, ihrem erſten Höflinge, geſtatte, in ihr Zimmer zu treten; nach und nach war anfangs durch dichte Vorhänge, dann durch leichtere, Phöbus, ſtrahlend an dieſem Tage, eingeführt worden, und an ſein mythologiſches Lieblingsglück ſich erinnernd, gekommen, dieſer ſchönen Nymphe zu liebkoſen, die, anſtatt wie Daphne zu fliehen, die Liebe der Götter, ſich ſo ſehr zum Menſchlichen herabließ, daß ſie bisweilen der Liebe der Sterblichen entgegenkam. Es lag alſo ſchon nichts Aufgedunſenes, nichts Unſchlüſſiges mehr in dieſen wie Karfunkel glänzenden Augen, die lächelnd in einen kleinen, ganz mit Gold umkreiſeten, ganz mit Perlen geſäumten Handſpiegel ſchauten; und dieſer üppige Leib, von dem wir eine Idee zu geben verſuchten, hatte ſich vom Bette, auf dem er, in die ſüſſeſten Träume gewiegt, ruhte, auf den Hermelinteppich herabgleiten laſſen, wo Füße, welche Cendrillon Ehre gemacht hätten, zwei Hände trafen, die zwei Pantoffel hielten, von denen ein einziger vermögend geweſen wäre, einen Holzhauer aus dem Heimathwalde Jeanne's zu bereichern, wenn dieſer Holzhauer ihn würde gefunden haben. Während die verführeriſche Geſtalt ſich aufrichtete, immer lebendiger werdend, warf man ihr über die Schultern ein prächtiges Mäntelchen von Spitzen von Malines; dann zog man über ihre quabbeligen, einen Augenblick aus ihren Pantoffeln geſchlüpften Füße, Strümpfe von roſafarbener Seide,

von ſo feinem Gewebe, daß man ſie von der Haut nicht hätte unterſcheiden können, welche ſie ſo eben bedeckten.

„Keine Nachrichten von Chon?“ fragte ſie ſogleich ihre Zofe.

„Nein, Madame,“ antwortete dieſe.

„Auch nicht vom Vicomte Jean?“

„Eben ſo wenig.“

„Weiß man, ob Bischi welche erhielt?“

„Man ging heute früh zur Schweſter der Frau Gräfin.“

„Und keine Briefe?“

„Keine Briefe, nein, Madame.“

„Ah! wie langweilig es iſt, ſo zu warten,“ ſagte die Gräfin mit einer charmanten Mundverziehung; „wird man nie ein Mittel erfinden, auf hundert Meilen weit in einem Augenblicke zu correſpondiren? Ah! meiner Treue, ich beklage jene, die mir dieſen Morgen in den Wurf kommen werden. Hab' ich ein erträglich beſetztes Vorzimmer?“

„Die Frau Gräfin fragen ...“

„Ei, hören Sie doch, Dorée, die Dauphine nähert ſich, und es wäre nicht erſtaunlich, wenn man mich wegen dieſer Sonne aufgäbe. Ich bin nur ein armer kleiner Stern. Wen haben wir, laſſen Sie hören?“

„Den Herrn von Aiguillon, den Herrn Prinzen von Soubiſe, den Herrn von Sartines, den Herrn Präſidenten Maupeou.“

„Und der Herr Herzog von Richelieu?“

„Er iſt noch nicht erſchienen.“

„Weder heute, noch geſtern! Ich muß Ihnen nur ſagen, Dorée, er fürchtet, ſich bloßzuſtellen. Sie werden meinen Läufer in das Hôtel Hannover ſchicken, um ſich zu erkundigen, ob der Herzog krank iſt.“

„Ja, Frau Gräfin. Werden die Frau Gräfin Alle zugleich empfangen, oder beſondere Audienz ertheilen?“

„Beſondere Audienz. Ich muß mit Herrn von Sartines ſprechen; laſſen Sie ihn allein eintreten.“

Kaum war der Befehl durch die Zofe der Gräfin einem großen Lakeien übertragen, der in dem Corridore ſtand, welcher von den Vorzimmern in das Gemach der Gräfin führte, als der Polizeilieutenant in ſchwarzem Coſtüme erſchien, die Strenge ſeiner grauen Augen und die Starrheit ſeiner dünnen Lippen durch ein Lächeln von der lieblichſten Vorbedeutung mildernd.

„Guten Morgen, mein Feind,“ ſagte, ohne ihn anzuſchauen, die Gräfin, welche ihn in ihrem Spiegel ſah.

„Ihr Feind, Madame?“

„Der ſind Sie, ohne Zweifel. Die Welt theilt ſich für mich in zwei Klaſſen von Perſonen: die Freunde und die Feinde. Ich ſcheide keine Gleichgültigen aus, ſondern reihe ſie in die Klaſſe meiner Feinde.“

„Und Sie haben Recht, Madame. Aber ſagen Sie mir, wie hab' ich, ungeachtet meiner wohl bekannten Ergebenheit für Sie, verſchuldet, in die eine oder andere dieſer beiden Klaſſen gereihet zu werden?“

„Indem Sie eine ganze Welt von kleinen Verſen, Pamphleten, Läſterſchriften, gegen mich gerichtet, drucken, austheilen, verkaufen, dem Könige zuſtellen laſſen. Das iſt boshaft, das iſt abſcheulich, das iſt dumm!“

„Aber ich bin denn doch nicht verantwortlich, Madame . . ."

„Allerdings ſind Sie es, mein Herr, denn Sie wiſſen, wer der Elende iſt, der all das macht."

„Madame, wenn es nur ein einziger Verfaſſer wäre, ſo hätten wir nicht nöthig, ihn in der Baſtille umkommen zu laſſen, er käme bald von ſelbſt vor Anſtrengung unter der Laſt ſeiner Werke um."

„Wiſſen Sie, daß es höchſt verbindlich iſt, was Sie da ſagen?"

„Wenn ich Ihr Feind wäre, Madame, ſo würde ich es zu Ihnen nicht ſagen."

„Nun, dieß iſt wahr; ſprechen wir nicht mehr davon. Wir ſtehen nun auf's Beſte miteinander, es bleibt dabei, es macht mir Vergnügen; allein etwas beunruhigt mich doch noch."

„Was, Madame?"

„Daß Sie auch auf's Beſte mit Choiſeul ſtehen."

„Madame, Herr von Choiſeul iſt erſter Miniſter; er ertheilt Befehle, und ich muß ſie vollziehen."

„Wenn Ihnen alſo Herr von Choiſeul den Befehl ertheilt, mich verfolgen, necken, vor Aerger umkommen zu laſſen, werden Sie jene gewähren laſſen, die mich verfolgen, necken, tödten werden! Schönen Dank!"

„Erwägen wir," erwiederte Herr von Sartines, der ſich die Freiheit nahm, ſich zu ſetzen, ohne daß die Favoritin darüber böſe wurde, denn man ließ dem am Beſten unterrichteten Manne Alles hingehen, „was hab' ich vor drei Tagen für Sie gethan?"

„Sie ließen mich in Kenntniß ſetzen, daß ein Kurier

von Chanteloup abging, um die Ankunft der Dauphine zu beſchleunigen."

„Thut dieß wohl ein Feind?"

„Aber was thaten Sie in der ganzen Angelegenheit der Vorſtellung für mich, bei welcher, wie Sie wiſſen, meine Eigenliebe im höchſten Grade betheiliget iſt?"

„Das Beſte, was mir möglich war."

„Herr von Sartines, Sie ſind nicht recht offenherzig."

„Ah! Madame, Sie beleidigen mich! Wer fand Ihnen im Hintergrunde einer Weinſchenke, und zwar in weniger als zwei Stunden, den Vicomte Jean, deſſen Sie bedurften, um ihn zu ſenden ich weiß nicht wohin, oder vielmehr, ich weiß, wohin."

„Gut, es wäre beſſer geweſen, wenn ich durch Sie meinen Schwager verloren hätte," ſagte Madame Dubarry lachend, einen mit der königlichen Familie Frankreichs verwandten Mann."

„Kurz, Madame, es ſind denn doch immer Dienſte, die ich leiſtete."

„Ja, vor drei Tagen; vorgeſtern; aber thaten Sie geſtern etwas für mich, geſtern?"

„Geſtern, Madame!"

„O! Sie ſinnen vergebens nach. Geſtern war der Tag, ſich Andere verbindlich zu machen."

„Ich verſtehe Sie nicht, Madame."

„O! ich verſtehe mich. Nun, nun antworten Sie, mein Herr, was thaten Sie geſtern?"

„Am Morgen oder am Abende?"

„Zuvörderſt am Morgen."

„Am Morgen, Madame, arbeitete ich wie gewöhnlich.“

„Wie lange arbeiteten Sie?“

„Bis zehn Uhr.“

„Dann?“

„Dann ließ ich einen meiner Freunde aus Lyon zum Mittagseſſen einladen, der gewettet hatte, nach Paris zu kommen, ohne daß ich es erführe, und den ein Lakei von mir an der Barrière erwartete.“

„Und nach dem Mittageſſen?“

„Schickte ich dem Polizeilieutenant Seiner Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich die Adreſſe eines berüchtigten Diebes, den er nicht finden konnte.“

„Und wo war dieſer?“

„In Wien.“

„Sie beſorgen alſo nicht bloß die Polizei in Paris, ſondern auch jene der auswärtigen Höfe?“

„In meinen müßigen Augenblicken, Madame.“

„Gut, ich merke mir dieß. Und was thaten Sie nach der Expedirung dieſes Kuriers?“

„Ich war in der Oper.“

„Nach der Oper? Ja. Meine Frage iſt ſehr indiscret, nicht wahr?“

„Nein. Nach der Oper . . . Warten Sie, damit ich mich erinnere.“

„Ah! Es ſcheint, daß Ihnen hier das Gedächtniß fehlt.“

„Nein. Nach der Oper . . . Ah! ich hab's!“

„Gut.“

„Ich ging zu einer gewiſſen Dame, bei welcher geſpielt wird, hinab, oder vielmehr hinauf, und brachte ſelbſt ſie nach Fort-l'Eveque.“

„In Ihrem Wagen?“

„Nein, in einem Fiaker.“

„Nachher?“

„Wie so nachher ... das iſt Alles.“

„Nein, dieß iſt nicht Alles.“

„Ich ſtieg wieder in meinen Fiaker.“

„Und wen fanden Sie in Ihrem Fiaker?“

Herr von Sartines erröthete.

„Ah!“ rief die Gräfin aus, in ihre kleinen Hände klatſchend, „ich habe alſo die Ehre gehabt, einen Polizeilieutenant erröthen zu machen.“

„Madame,“ ſtammelte Herr von Sartines.

„Wohlan, ich will es Ihnen ſagen, wer in dieſem Fiaker war,“ fuhr die Favoritin fort; „es war die Herzogin von Grammont.“

„Die Herzogin von Grammont!“ rief der Polizeilieutenant aus.

„Ja, die Herzogin von Grammont, welche Sie bat, ihr Zutritt in das Appartement des Königs zu erwirken.“

„Meiner Treue, Madame,“ rief Herr von Sartines aus, in ſeinem Lehnſtuhle ſich hin und her bewegend, „ich lege mein Portefeuille in Ihre Hände. Nicht ich beſorge mehr die Polizei, ſondern Sie.“

„In der That, Herr von Sartines, ich beſorge die meinige, wie Sie ſehen; hüten Sie ſich alſo. Ja! ja! die Herzogin von Grammont in einem Fiaker, um Mitternacht, mit dem Herrn Polizeilieutenant, und in einem im Schritte fahrenden Fiaker! Wiſſen Sie, was ich ſogleich thun ließ?“

„Nein, aber ich habe eine ſchreckliche Furcht. Zum Glücke war es ſehr ſpät.“

„Gut, dieß thut nichts zur Sache; die Nacht iſt die Zeit der Rache.“

„Und was thaten Sie?“

„So wie ich meine geheime Polizei habe, hab' ich auch meine gewöhnliche Literatur, ſcheußliche Abeſchützen, ſchmutzig wie Lumpen, und ausgehungert wie Wieſel.“

„Sie füttern ſie alſo ſehr ſchlecht?“

„Ich füttere ſie gar nicht; wenn ſie fett würden, würden Sie dumm, wie Herr von Soubiſe; das Fett verzehrt die Galle, eine bekannte Sache.“

„Fahren Sie fort, Sie machen mich zittern.“

„Ich dachte alſo an alle jene Bosheiten, welche Sie Choiſeul gegen mich ausüben laſſen. Dieß ärgerte mich, und ich gab meinen Apollo's folgende Programme:

„1. Herr von Sartines beſucht, als Prokurator verkleidet, in der Straße l'Arbre-Sec, im vierten Stockwerke, eine junge Unſchuldige, und ſchämt ſich nicht, ihr jederzeit am 30ſten des Monates eine erbärmliche Summe von dreihundert Livres zu bezahlen.“

„Madame, das iſt ein gutes Werk, das Sie verdunkeln wollen.“

„Man verdunkelt nur ſolche. 2. Herr von Sartines ſchleicht ſich, als hochwürdiger Miſſionspater vermummt, in das Kloſter der Carmeliterinnen in der Straße Saint-Antoine.“

„Madame, ich brachte dieſen guten Schweſtern Nachrichten aus dem Orient.“

„Aus dem kleinen oder aus dem großen? 3. Herr

von Sartines durchstreicht in der Verkleidung eines Polizeilieutenants um Mitternacht in einem Fiaker die Straßen, allein mit der Herzogin von Grammont."

„Ah! Madame," erwiederte Herr von Sartines erschrocken, „wollten Sie so sehr meine Administration in Mißachtung bringen?"

„Ei, Sie lassen ja auch die Meinige in Mißachtung bringen," antwortete die Gräfin lachend. „Aber warten Sie doch."

„Ich warte."

„Meine Schlingel machten sich an's Werk, und componirten, wie man im Collegium componirt, als Erzählung, als Uebersetzung, als Erweiterung, und ich erhielt diesen Morgen ein Epigramm, ein Lied und ein Vaudeville."

„Ah! mein Gott!"

„Alle drei schrecklich! Ich werde diesen Morgen den König damit regaliren, so wie mit dem neuen Pater noster, das Sie gegen ihn umlaufen lassen, Sie wissen? „„Vater unser, der Du in Versailles bist, verhöhnt werde Dein Name, wie er es zu werden verdient, Dein Reich ist erschüttert, Dein Wille geschieht eben so wenig auf Erden, wie im Himmel; gib uns unser tägliches Brod, das Deine Favoritinnen uns entzogen haben; verzeihe Deinen Parlamenten, die ihre Interessen betreiben, wie wir Deinen Ministern verzeihen, die sie verkauft haben. Unterliege nicht den Versuchungen der Dubarry, aber erlöse uns von Deinem Teufelskanzler. Amen.""

„Wo haben Sie das wieder aufgetrieben?“ fragte Herr von Sartines, seufzend die Hände ringend.

„Ei, mein Gott! ich brauche es nicht aufzutreiben, man ist so galant, mir täglich das Beste zu schicken, was von diesem Schlage erscheint. Ich glaubte sogar, die Ehre dieser Sendungen Ihnen zu verdanken.“

„O! Madame!“

„Daher werden Sie morgen erwiederungsweise das Epigramm, das Lied und das Vaudeville erhalten, von denen ich sprach.“

„Warum nicht gleich jetzt?“

„Weil ich Zeit brauche, sie zu vertheilen. Wird übrigens die Polizei nicht gewöhnlich von dem, was geschieht, zuletzt in Kenntniß gesetzt? O! Sie werden sich sehr daran ergötzen, wahrhaftig. Ich habe diesen Morgen drei Viertelstunden lang darüber gelacht. Der König ist an einer Milzverstopfungshebung krank; deßhalb ist er noch nicht da.“

„Ich bin verloren,“ rief Herr von Sartines aus, mit seinen beiden Händen auf seine Perücke schlagend.

„Nein, Sie sind nicht verloren, Sie sind besungen, weiter nichts. Bin ich wegen der saubern Bourbonnaise*) verloren? Nein. Ich werde wüthend darüber, weiter nichts; dieß macht, daß ich meinerseits die Andern in Wuth bringen will. Ah! die charmanten Verse! Ich war so zufrieden damit, daß ich meinen litterarischen Scorpionen weißen Wein geben ließ, und daß sie in diesem Augenblicke toll und voll seyn müssen.“

*) So hieß ein altes Lied und zugleich Tanz. D. Ü.

„Ah! Gräfin! Gräfin!“

„Ich will Ihnen zuerst das Epigramm sagen.“

„Erbarmen!“

„So ist denn, Frankreich, Dein Geschick:
Dem Weibchen unterthan zu seyn.“

„Ei nein, ich täusche mich, es ist jenes, das Sie gegen mich umlaufen ließen. Es giebt ihrer so viele, daß ich mich irren werde. Warten Sie, warten Sie, ich hab's:

„Kennt, Freunde, Ihr das Schild, das um des Lachens willen,
Ein Maler von Saint-Luc für Parfümeurs vollbracht?
Er steckt in's Fläschchen in Gestalt von Pillen
Boynes, Maupeou, Terray, auf ihre Farb' bedacht,
Fügt von Sartines dazu, den Titelwunsch zu stillen;
Vierräuberessig!“

„Ah! Grausame, Sie werden mich in einen Tiger verwandeln.“

„Kommen wir jetzt zum Liede: Frau von Grammont spricht:

„Herr von der Polizei,
Wie glatt die Haut mir sey,
Dieß melden Sie als neu
Dem König gütigst doch.“

„Madame! Madame!“ rief Herr von Sartines wüthend aus.

„O! beruhigen Sie sich,“ erwiederte die Gräfin, „man hat nur erst zehntausend Exemplare davon gedruckt. Aber das Vaudeville müssen Sie hören.“

„Sie haben also eine Presse?“

„Eine saubere Frage! Hat Herr Choiseul keine?“

„Ihr Drucker nehme sich in Acht.“

„Ah! ja, verſuchen Sie es; das Brevet lautet auf meinen Namen.“

„Das iſt abſcheulich! Und der König lacht über ſolche Infamien?“

„Ei doch! Er liefert die Reime, wenn ſie meinen Spinnen gebrechen.“

„O! Sie wiſſen, daß ich Ihnen diene, und Sie behandeln mich ſo?“

„Ich weiß, daß Sie mich verrathen. Die Herzogin iſt für Choiſeul, ſie will meinen Ruin.“

„Madame, ſie hat mich unverſehens überraſcht, ich ſchwör' es Ihnen.“

„Sie geſtehen alſo?“

„Ich muß wohl.“

„Warum ſetzen Sie mich nicht in Kenntniß?“

„Ich kam deßhalb.“

„Es mag ſeyn; ich glaub's nicht.“

„Mein Ehrenwort!“

„Ich wette das Doppelte.“

„Nun, ich bitte um Gnade,“ ſagte der Polizeilieutenant, auf die Knie fallend.

„Sie thun wohl.“

„Frieden, um's Himmels willen, Gräfin.“

„Warum fürchten Sie ſich vor einigen ſchlechten Verſen, Sie, ein Mann, ein Miniſter?“

„Ah! wenn ich nur dieß fürchtete.“

„Und Sie bedenken nicht, wie viele trübe Stunden mir, die ich ein Weib bin, ein Lied bereiten kann.“

„Sie ſind eine Königin.“

„Ja, eine nicht vorgeſtellte Königin.“

„Ich ſchwöre Ihnen, Madame, daß ich Ihnen nie Böſes zufügte.“

„Nein, aber Sie ließen es mir zufügen.“

„So wenig als möglich.“

„Nun, ich will's wohl glauben.“

„Glauben Sie es.“

„Es handelt ſich alſo jetzt darum, ganz das Gegentheil des Böſen zu thun: es handelt ſich darum, das Gute zu thun.“

„Helfen Sie mir, es kann mir das Gelingen dann nicht fehlen.“

„Sind Sie für mich, ja oder nein?“

„Ja.“

„Wird Ihre Ergebenheit ſo weit gehen, meine Vorſtellung zu unterſtützen?“

„Sie ſelbſt werden ihre Grenze beſtimmen.“

„Ueberlegen Sie es, meine Buchdruckerei iſt bereit; ſie arbeitet Tag und Nacht; in vierundzwanzig Stunden werden meine Abcſchützen Hunger haben, und wenn ſie Hunger haben, beißen ſie.“

„Ich werde klug ſeyn. Was wünſchen Sie?“

„Daß nichts von dem durchkreuzt werde, was ich zu verſuchen gedenke.“

„O! was mich betrifft, ſo verpflicht' ich mich dazu.“

„Das iſt ein ſchlimmes Wort,“ verſetzte die Gräfin, mit dem Fuße ſtampfend, „und riecht nach dem Griechen oder Chartaginenſer, kurz nach der puniſchen Treue.“

„Gräfin ...“

„Daher nehm' ich es nicht an; es iſt eine Ausflucht. Sie werden für unthätig erachtet, und Herr von Choiſeul

wird handeln. Dieß will ich nicht, verſtehen Sie. Alles oder nichts. Liefern Sie mir Choiſeul geknebelt, ohnmächtig, ruinirt, oder ich vernichte Sie, ich kneble Sie, ich ruinire Sie. Und nehmen Sie ſich in Acht, das Lied wird nicht meine einzige Waffe ſeyn, ich ſetze Sie davon in Kenntniß."

„Drohen Sie nicht, Madame," ſagte Herr von Sartines, nachdenkend geworden, „denn dieſe Vorſtellung iſt ſo ſchwierig geworden, daß Sie keinen Begriff davon haben."

„Geworden, iſt das Wort, weil man Hinderniſſe in den Weg legte. Können Sie ſie heben?"

„Ich bin nicht allein, wir brauchen hundert Perſonen."

„Man wird ſie bekommen."

„Eine Million."

„Dieß geht Terray an."

„Die Zuſtimmung des Königs?"

„Ich werde ſie bekommen."

„Er wird ſie nicht geben."

„Ich werde ſie nehmen."

„Wenn Sie all das haben werden, dann müſſen Sie noch eine Vorſtellerin haben."

„Man ſucht ſie."

„Vergebens: es beſteht eine Ligue gegen Sie."

„Zu Verſailles?"

„Ja, alle Damen haben ſich geweigert, um Herrn von Choiſeul, der Frau von Grammont, der Dauphine, kurz, der ſcheinſpröden Partei, den Hof zu machen."

„Zuvörderſt wird die ſcheinſpröde Partei gezwungen ſeyn, die Loſung zu ändern, wenn Frau von Grammont dabei iſt. Dieß iſt ſchon eine Niederlage."

„Sie ſetzen ſich's umſonſt in den Kopf, glauben Sie mir!"

„Ich nahe mich dem Ziele."

„Ah! haben Sie deßhalb Ihre Schweſter nach Verdun geſchickt?"

„Ja. Ah! Sie wiſſen dieß," äußerte die Gräfin unzufrieden.

„Ei, auch ich habe meine Polizei," entgegnete Herr von Sartinens lachend.

„Und Ihre Spione?"

„Und meine Spione!"

„Bei mir?"

„Bei Ihnen."

„In meinen Ställen oder in meinen Küchen?"

„In Ihren Vorzimmern, in Ihrem Salon, in Ihrem Boudoir, in Ihrem Schlafzimmer, unter Ihrem Kopfpfühle."

„Wohlan," erwiederte die Gräfin, „nennen Sie mir, als erſtes Unterpfand der Allianz, dieſe Spione."

„Ah! ich will Sie mit Ihren Freunden nicht entzweien, Gräfin."

„Dann ... Krieg."

„Krieg ... wie Sie dieß ſagen!"

„Ich ſage es, wie ich es denke; gehen Sie fort, ich will Sie nicht mehr ſehen."

„Ah! dießmal nehme ich Sie zum Zeugen. Kann ich ein .. Staatsgeheimniß ausplaudern?"

„Ein Alkovengeheimniß."

„Dieß wollte ich ſagen: der Staat iſt heut zu Tage im Alkoven."

„Ich will meinen Spion.“

„Was werden Sie damit machen?“

„Ich werde ihn davonjagen.“

„Dann verabſchieden Sie alle Ihre Leute.“

„Wiſſen Sie, daß Sie mir da etwas Schreckliches ſagen?“

„Vorzüglich iſt es wahr. Ei, mein Gott, ſonſt könnte man nicht regieren, Sie wiſſen es ſelbſt wohl, die Sie eine ſo vortreffliche Politikerin ſind.“

Madame Dubarry lehnte ſich mit dem Elbogen auf einen Tiſch von Lack. „Sie haben Recht,“ ſagte ſie, „laſſen wir dieß. Die Vertragsbedingungen?“

„Stellen Sie ſie; Sie ſind die Siegerin.“

„Ich bin großmüthig, wie Semiramis. Was wollen Sie?“

„Sie werden mit dem Könige nie von den Mehlreclamationen ſprechen, denen Sie, Verrätherin, Ihren Beiſtand zuſagten.“

„Gut; nehmen Sie alle Bittſchriften mit, die ich hiewegen erhielt; ſie ſind in dieſer Kiſte.“

„Empfangen Sie dagegen dieſen Bericht der Pairs des Königreiches über die Vorſtellungen und die Tabourets.“

„Ein Bericht, den Sie Seiner Majeſtät zu überreichen beauftragt waren?..“

„So iſt's.“

„Als ob Sie ihn hätten machen laſſen?“

„Ja.“

„Gut; aber was werden Sie ſagen?“

„Ich werde ſagen, daß ich ihn überreicht habe. Da-

durch wird man Zeit gewinnen, und Sie ſind eine zu gewandte Taktikerin, um ſie nicht zu benützen.“

In dieſem Momente öffneten ſich die beiden Flügel der Thüre, und ein Thürſteher trat mit den Worten ein: „Der König!“ Jeder der beiden Alliirten beeilte ſich, ſein Allianzunterpfand zu verbergen, und Beide kehrten ſich um, Seine Majeſtät, Ludwig den Fünfzehnten des Namens, zu begrüßen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Hof Ludwigs XV.

Ludwig XV. trat ein, den Kopf hochtragend, mit geſtreckter Kniekehle, heitern Blickes, das Lächeln auf den Lippen. Man ſah auf ſeinem Wege durch die beiden geöffneten Flügel der Thüre eine Doppelreihe gebückter Köpfe von Höflingen, die um ſo mehr eingeführt zu werden wünſchten, ſeitdem ſie in der Ankunft Seiner Majeſtät eine Gelegenheit ſahen, zwei Mächten zugleich den Hof zu machen. Wir ſprechen weder von der vertrauten Zofe, noch von einem kleinen Neger; Beide zählten nicht.

„Guten Morgen, Gräfin,“ ſagte der König, die Hand der Madame Dubarry küſſend. „Gott ſey Dank, Sie ſehen friſch aus dieſen Morgen. Guten Morgen, Sartines. Arbeitet man hier? Guter Gott: Welche Menge Papiere! Verbergen Sie mir dieß, he! O, der ſchöne Springbrunnen, Gräfin!“

Und mit ſeiner veränderlichen und gelangweilten

Neugier heftete Ludwig XV. die Augen auf eine rieſige chineſiſche Arbeit, welche erſt ſeit dem vorigen Tage eine von den Ecken des Schlafzimmers der Gräfin ſchmückte.

„Sire,“ antwortete Madame Dubarry, „es iſt, wie Eure Majeſtät ſehen können, ein chineſiſcher Springbrunnen. Wenn die Wäſſer aus dem Hahne kommen, der hinten iſt, machen ſie, daß die Vögel von Porcellan pfeifen, und die gläſernen Fiſche ſchwimmen; dann öffnen ſich die Thore der Pagode, um einen Zug von Mandarinen paſſiren zu laſſen.“

„Das iſt ſehr hübſch, Gräfin.“

In dieſem Augenblicke trat der kleine Neger ein, auf jene phantaſtiſche und launenhafte Weiſe angethan, womit man zu jener Zeit die Arosmane und Othello kleidete. Er trug einen kleinen Turban mit geraden Federn, auf das Ohr geſetzt, eine Goldbrokatweſte, die ſeine ebenholzſchwarzen Arme ſehen ließ, eine Pluderhoſe von weißem, broſchirtem Atlas, die bis an's Knie ging, und einen Gürtel von lebhaften Farben, der dieſe Hoſe an ein geſticktes Gilet band; ein von Edelſteinen funkelnder Dolch ſtack in dieſem Gürtel.

„Alle Wetter!“ rief der König aus, „wie prächtig Zamore heute iſt.“

Der Neger blieb gefällig vor einem Spiegel ſtehen.

„Sire, er möchte Eure Majeſtät um eine Gnade bitten.“

„Madame,“ verſetzte Ludwig XV., mit der möglichſten Anmuth lächelnd, „Zamore ſcheint mir ſehr ehrgeizig.“

„Warum, Sire?“

„Weil Sie ihm bereits die größte Gnade gewährt haben, die er wünſchen kann.“

„Welche?“

„Die nämliche, wie mir.“

„Ich verſtehe nicht, Sire.“

„Sie haben ihn zu Ihrem Sklaven gemacht.“

Herr von Sartines neigte ſich lächelnd, und biß ſich zugleich auf die Lippen.

„O! Sie ſind charmant, Sire,“ rief die Gräfin aus. Dann neigte ſie ſich zum Ohre des Königs, und ſagte ihm ganz leiſe: „Frankreich, ich bete dich an.“

Ludwig lächelte. „Wohlan,“ fragte er, „was wünſchen Sie für Zamore?“

„Die Belohnung ſeiner langen und zahlreichen Dienſte.“

„Er iſt zwölf Jahre alt.“

„Seiner künftigen langen und zahlreichen Dienſte.“

„Ah, ah!“

„Meiner Treue, ja, Sire; es dünkt mir, man belohne ſchon lange genug die vergangenen Dienſte, und es wäre Zeit, die künftigen Dienſte zu belohnen; man würde ſicherer ſeyn, nicht mit Undank bezahlt zu werden.“

„Nun, dieß iſt eine Idee,“ äußerte der König, „was halten Sie von ihr, Herr von Sartines?“

„Daß alle Ergebenheiten dabei ihre Rechnung fänden; folglich unterſtütze ich ſie, Sire.“

„Alſo, Gräfin, was verlangen Sie für Zamore?“

„Sire, Sie kennen meinen Pavillon von Luciennes?“

„Das heißt, ich hörte nur davon ſprechen.“

„Das iſt Ihre Schuld; ich lud Sie hundertmal ein, hinzukommen.“

„Sie kennen die Etikette, liebe Gräfin; woferne der König nicht auf der Reiſe iſt, kann er nur in königlichen Schlöſſern übernachten.“

„Gerade dieß iſt die Gnade, um die ich Sie bitten will. Wir erheben Luciennes zu einem königlichen Schloſſe, und ernennen Zamore zum Gouverneur deſſelben.“

„Dieß wird eine Parodie ſeyn, Gräfin.“

„Sie wiſſen, daß ich die Parodien ſehr liebe, ... Sire!“

„Die übrigen Gouverneurs werden darob ein Geſchrei erheben.“

„Mögen ſie ein Geſchrei erheben!“

„Aber dießmal mit Recht.“

„Deſto beſſer! Sie haben ſo oft mit Unrecht ein Geſchrei erhoben. Zamore, knien Sie nieder, und danken Sie Seiner Majeſtät.“

„Und wofür?“ fragte Ludwig XV.

Der Neger kniete ſich nieder.

„Für die Belohnung, die er Ihnen giebt, weil Sie die Schleppe meines Kleides trugen, und, ſie tragend, die Schlendriansmenſchen und die Scheinſpröden des Hofes mit Wuth erfüllten.“

„Wahrhaftig,“ ſagte Ludwig XV., „er iſt häßlich.“ Und er brach in ein lautes Gelächter aus.

„Stehen Sie wieder auf, Zamore,“ ſagte die Gräfin, „Sie ſind ernannt.“

„Aber in Wahrheit, Madame . . .“

„Ich übernehme es, die Schriften, die Brevets, die Proviſionen expediren zu laſſen, das iſt meine Sache. Die Ihrige, Sire, nach Luciennes kommen zu können,

ohne ſich etwas zu vergeben. Von heute an, mein König, haben Sie ein königliches Schloß mehr.“

„Wiſſen Sie ein Mittel, ihr etwas abzuſchlagen, Sartines?“

„Es exiſtirt vielleicht eines, aber man hat es noch nicht gefunden.“

„Und wenn man es findet, Sire, ſo wird, ich ſtehe Ihnen gut dafür, Herr von Sartines dieſe ſchöne Entdeckung gemacht haben.“

„Wie ſo, Madame?“ fragte der Polizeilieutenant ganz bebend.

„Stellen Sie ſich vor, Sire, daß ich drei Monate lang Herrn von Sartines um etwas bitte, und daß die Bitte vergebens iſt.“

„Und um was baten Sie ihn?“ fragte der König.

„O! er weiß es wohl.“

„Ich ſchwöre Ihnen, Madame . . .“

„Liegt es in ſeinem Wirkungskreiſe?“ fragte der König.

„In dem ſeinigen, und in jenem ſeines Nachfolgers.“

„Madame,“ rief Herr von Sartines aus, „Sie beunruhigen mich wahrhaftig.“

„Was verlangen Sie von ihm?“

„Mir einen Zauberer aufzutreiben.“

Herr von Sartines athmete wieder.

„Um ihn verbrennen zu laſſen,“ äußerte der König. „O! es iſt ſehr warm, erwarten Sie den Winter.“

„Nein, Sire, um ihm ein goldenes Stäbchen zu geben.“

„Dieſer Zauberer weiſſagte Ihnen alſo ein Unglück, das Ihnen nicht begegnete, Gräfin?“

„Im Gegentheile, Sire, er weiſſagte mir ein Glück, das mir begegnete.“

„Punkt für Punkt begegnete?“

„Beinahe.“

„Erzählen Sie es mir, Gräfin,“ ſagte Ludwig XV., indem er ſich bequem auf einen Lehnſtuhl ſetzte, und mit dem Tone eines Mannes, der nicht ganz ſicher iſt, ob er ſich unterhalten oder langweilen wird, es aber wagt.

„Ich will es wohl erzählen, aber Sie werden die Hälfte der Belohnung beſtreiten.“

„Die ganze, wenn es ſeyn muß.“

„Dieß laß ich mir gefallen, das iſt ein königliches Wort.“

„Sprechen Sie.“

„Ich fange an. Es war einmal . . .“

„Dieß beginnt ja wie ein Feenmährchen.“

„Es iſt eines, Sire.“

„Ah! deſto beſſer, ich liebe die Zauberer ſehr.“

„Sie ſind Goldſchmied, Herr Joſſe. Es war alſo einmal ein armes, junges Mädchen, welches damals weder Pagen, noch einen Wagen, noch einen Neger, noch einen Papagei, noch einen Sapajou *) hatte.“

„Noch einen König,“ ſagte Ludwig XV.

„O, Sire!“

„Und was that dieſes junge Mädchen?“

„Es trabte.“

„Wie, es trabte?“

„Ja, Sire, durch die Straſſen von Paris, zu Fuß,

*) Eine Art kleiner Affen.

D. Ueb.

wie eine einfache Sterbliche. Nur trabte es ſchneller, weil man behauptete, daß es hübſch ſey, und fürchtete, es möchte ihm wegen dieſes Hübſchſeyns irgend eine unangenehme Begegnung widerfahren."

„Dieſes junge Mädchen war alſo eine Lukretia?" fragte der König.

„Eure Majeſtät wiſſen wohl, daß es ſeit dem Jahre... ich weiß nicht mehr ſeit dem wievielten ... der Gründung Roms keine mehr giebt."

„O, mein Gott! Gräfin, ſollten Sie etwa gelehrt werden?"

„Nein, wenn ich gelehrt wäre, hätte ich ein falſches Datum geſagt, aber denn doch eines geſagt."

„Richtig," erwiederte der König, „fahren Sie fort."

„Es trabte alſo durch die Tuilerien hindurch, als es plötzlich bemerkte, daß man ihm folge."

„Ah! Teufel!" ſagte der König; „es blieb dann ſtehen."

„Ah! guter Gott! was für eine ſchlechte Meinung Sie von den Frauenzimmern haben, Sire. Man ſieht wohl, daß Sie nur Marquiſinnen gekannt haben, Herzoginnen und . . ."

„Und Prinzeſſinnen, nicht wahr?"

„Ich bin zu artig, um Eurer Majeſtät zu widerſprechen. Aber was es beſonders erſchreckte, war ein Nebel, der vom Himmel ſank, und von Secunde zu Secunde dichter wurde."

„Sartines, wiſſen Sie, wie der Nebel entſteht?"

Der Polizeilieutenant fuhr überraſcht zuſammen. „Meiner Treue, nein, Sire."

„Wohlan, ich auch nicht," ſagte Ludwig XV. „Fahren Sie fort, liebe Gräfin."

„Es lief alſo eiligſt; es war durch das Gitter gerannt, und befand ſich auf dem Platze, welcher die Ehre hat, den Namen Eurer Majeſtät zu führen, als plötzlich der Unbekannte, der ihm folgte, und dem es entwiſcht zu ſeyn glaubte, ihm gegenüber ſtand. Es ſtieß einen Schrei aus."

„Er war alſo wohl häßlich."

„Im Gegentheile, Sire, er war ein ſchöner junger Mann von ſechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, mit braunem Geſichte, großen Augen, wohlklingender Stimme."

„Und Ihre Heldin fürchtete ſich, Gräfin? Alle Wetter! ſie war wohl erſchrocken?"

„Sie war es ein wenig minder, als ſie ihn ſah, Sire. Dennoch war die Lage nicht beruhigend: hätte dieſer Unbekannte böſe Abſichten gehabt, ſo wäre, des Nebels wegen, kein Beiſtand zu hoffen geweſen; daher ſagte das junge Mädchen, die Hände faltend: „O! mein Herr, ich bitte Sie, fügen Sie mir nichts Böſes zu."

Der Unbekannte ſchüttelte den Kopf mit anmuthigem Lächeln: „Gott iſt mein Zeuge, daß dieß nicht meine Abſicht iſt," ſagte er.

„Was wollen Sie denn?"

„Ein Verſprechen von Ihnen erhalten."

„Was kann ich Ihnen verſprechen?"

„Mir die erſte Gunſt zu bewilligen, um die ich Sie bitten werde, wenn . . ."

„Wenn?“ wiederholte das junge Mädchen neugierig.

„Wenn Sie Königin ſeyn werden.“

„Und was antwortete das junge Mädchen?“

„Sire, es glaubte, ſich zu nichts zu verpflichten. Es verſprach.“

„Und der Zauberer?“

„Er verſchwand.“

„Und Herr von Sartines weigert ſich, dieſen Zauberer wieder zu finden? Er hat Unrecht.“

„Sire, ich weigere mich nicht, ich kann nicht.

„Ah! Herr Lieutenant, das iſt ein Wort, welches im Wörterbuche der Polizei nicht ſeyn ſollte,“ bemerkte die Gräfin.

„Madame, man iſt auf ſeiner Spur.“

„Ah! ja, die herkömmliche Phraſe.“

„Nein, es iſt die Wahrheit. Aber Sie begreifen, daß Sie mir da einen ſehr ſchwachen Aufſchluß geben.“

„Wie! jung, ſchön, brauner Teint, ſchwarze Haare, prächtige Augen, eine wohlklingende Stimme.“

„Zum Henker! wie Sie von ihm ſprechen, Gräfin. Sartines, ich verbiete Ihnen, dieſen lockern Burſchen wieder zu finden.“

„Sie haben Unrecht, Sire, denn ich will ihn nur um einen einfachen Aufſchluß erſuchen.“

„Es iſt alſo von Ihnen die Rede?“

„Allerdings.“

„Wohlan, um was brauchen Sie ihn noch zu erſuchen? Seine Weiſſagung iſt in Erfüllung gegangen?“

„Finden Sie dieß?“

„Ohne Zweifel. Sie ſind Königin.“

„Beinahe.“

„Er hat Ihnen alſo nichts mehr zu ſagen?“

„Doch. Er muß mir ſagen, wann dieſe Königin vorgeſtellt werden wird. Damit iſt's nicht abgethan, bei Nacht zu regieren, Sire, man muß wohl auch ein wenig bei Tag regieren.“

„Dieß geht den Zauberer nicht an,“ erwiederte Ludwig XV., ſeine Lippen wie ein Mann verlängernd, der das Geſpräch auf einen mißbehaglichen Stoff übergehen ſieht.

„Und von wem hangt es denn ab?“

„Von Ihnen.“

„Von mir?“

„Ja, ohne Zweifel. Finden Sie eine Vorſtellerin?“

„Unter Ihren Zieraffen des Hofes! Eure Majeſtät wiſſen wohl, daß dieß unmöglich iſt; ſie ſind Alle an Choiſeul, an Praslin verkauft.“

„Nun, ich hielt es für verabredet, daß wir weder von dem Einen noch von dem Andern mehr ſprechen würden.“

„Ich hab' dieß nicht verſprochen, Sire.“

„Nun denn, ich erſuche Sie um etwas.“

„Um was?“

„Jene zu laſſen, wo ſie ſind, und zu bleiben, wo Sie ſind. Glauben Sie mir, den beſten Platz haben Sie.“

„Arme auswärtige Angelegenheiten! Arme Marine!“

„Gräfin, um Gottes willen, treiben wir nicht Politik miteinander.“

„Meinetwegen, aber Sie werden mich nicht hindern können, ſie ganz allein zu treiben.“

„O! ganz allein ſo viel Sie wollen.“

Die Gräfin ſtreckte die Hand nach einem Körbchen voll Früchte aus, nahm zwei Orangen, und ließ eine nach der andern in ihrer Hand ſpringen. „Spring, Praslin, ſpring Choiſeul!“ ſagte ſie.

„Wohlan, was thun Sie?“ fragte der König.

„Ich mache von der Erlaubniß Gebrauch, welche mir Eure Majeſtät gegeben haben. Sire, ich laſſe das Miniſterium ſpringen.“

In dieſem Momente trat Dorée ein, und flüſterte ihrer Gebieterin einige Worte in's Ohr. „O! gewiß!“ rief dieſe aus.

„Was giebt's?“ fragte der König.

„Chon iſt von der Reiſe angekommen, Sire, und bittet, Eurer Majeſtät ihre Ehrfurcht zu bezeigen.“

„Sie ſoll kommen, ſie ſoll kommen! In der That, ſeit vier bis fünf Tagen fühlte ich, daß mir etwas fehlte, ohne zu wiſſen, was.“

„Ich danke, Sire,“ ſagte Chon eintretend. Dann ſagte ſie; dem Ohre der Gräfin ſich nähernd: „Es iſt geſchehen.“

Die Gräfin konnte einen leiſen Freudenſchrei nicht unterdrücken.

„Nun denn, was giebt's?“ fragte Ludwig XV.

„Nichts, Sire, ich fühle mich glücklich, ſie wieder zu ſehen; das iſt Alles.“

„Und auch ich. Guten Morgen, liebe Chon, guten Morgen.“

„Erlauben Eure Majeſtät, daß ich meiner Schweſter einige Worte ſage?“ fragte Chon.

„Sprich, ſprich, mein Kind. Inzwiſchen will ich Herrn von Sartines fragen, woher Du kommſt.“

„Sire,“ ſagte Herr von Sartines, welcher der Frage ausweichen wollte, „möchten mir Eure Majeſtät einen Augenblick Gehör geben?“

„Wozu?“

„Um von Dingen von der höchſten Wichtigkeit zu ſprechen, Sire.“

„O! ich habe ſehr wenig Zeit, Herr von Sartines,“ verſetzte Ludwig XV., zum voraus gähnend.

„Sire, nur wenige Worte.“

„Ueber was?“

„Ueber jene Sehenden, jene Erleuchteten, jene Wunderwirker.“

„Pah! Charlatane! Geben Sie ihnen Gaukler-patente, und ſie werden nicht mehr zu fürchten ſeyn.“

„Sire, ich wage es, Eurer Majeſtät beharrlich zu ſagen, daß die Lage wichtiger iſt, als Sie glauben. In jedem Augenblicke öffnen ſich neue Freimaurerlogen. Wohlan, Sire, ſie bilden bereits keine Geſellſchaft mehr, ſondern eine Secte, eine Secte, der ſich alle Feinde der Monarchie anſchließen: die Ideologen, die Encyclopädiſten, die Philoſophen. Man wird Herrn von Voltaire mit großer Feierlichkeit empfangen.“

„Er ſtirbt.“

„Er? O! nein, Sire, ſo dumm iſt er nicht.“

„Er hat gebeichtet.“

„Das iſt eine Liſt.“

„In einer Kapuzinerkutte.“

„Das iſt eine Ruchloſigkeit. Sire, all' das rührt ſich, ſchreibt, ſpricht, trägt bei, correſpondirt, intriguirt, droht. Einige Worte, indiscreten Brüdern entſchlüpft, zeigen ſogar an, das ſie ein Oberhaupt erwarten.“

„Wohlan, Sartines, wenn dieſes Oberhaupt wird gekommen ſeyn, ſo werden Sie es packen, in die Baſtille ſtecken, und Alles wird zu Ende ſeyn.“

„Sire, dieſe Leute haben gar viele Hülfsmittel.“

„Werden Sie weniger haben, als jene, mein Herr, Sie, der Polizeilieutenant eines großen Königreiches?“

„Sire, man hat von Eurer Majeſtät die Vertreibung der Jeſuiten erwirkt; man hätte um jene der Philoſophen bitten ſollen.“

„Ei, da kommen Sie wieder mit Ihren Federſchneidern.“

„Sire, es ſind gefährliche Federn, die man mit dem Federmeſſer von Damiens*) ſchneidet.“

Ludwig XV. erblaßte.

„Dieſe Philoſophen, welche Sie nicht beachten, Sire,“ fuhr Herr von Sartines fort.

„Nun denn?“

„Nun denn, ich ſage Ihnen, ſie werden die Monarchie zu Grunde richten.“

*) Der am 5. Januar 1757, als eben dieſer König Ludwig XV. in den Wagen ſteigen wollte, um von Verſailles nach Trianon zu fahren, dem Könige mit einem Meſſer einen Stich in die rechte Seite verſetzte, und am 28. März deſſelben Jahres auf dem Greveplatze unter den furchtbarſten Martern, die faſt 1½ Stunden dauerten, hingerichtet wurde. D. Ueb.

„Wie lange brauchen Sie dazu, mein Herr?“

Der Polizeilieutenant ſchaute Ludwig XV. mit erſtaunten Augen an. „Sire, kann ich dieß wiſſen? Fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre, vielleicht dreißig Jahre.“

„Wohlan, mein lieber Freund,“ verſetzte Ludwig XV., „in fünfzehn Jahren werde ich nicht mehr leben; ſprechen Sie von dem mit meinem Nachfolger.“

Und der König kehrte ſich zu Madame Dubarry um. Dieſe ſchien dieſen Moment zu erwarten. „O! mein Gott,“ rief ſie mit einem ſchweren Seufzer aus, „was ſagſt Du mir da, Chon!“

„Ja, was ſagt ſie?“ fragte der König; „Sie ſehen Beide äußerſt betrübt aus.“

„Ah! Sire,“ antwortete die Gräfin, „nicht ohne Grund.“

„Nun, ſprechen Sie, was iſt geſchehen?“

„Der arme Bruder!“

„Der arme Jean!“

„Glaubſt Du, daß man ihm denſelben wird abnehmen müſſen?“

„Nein, wie man hofft.“

„Was ihm abnehmen?“ fragte Ludwig XV.

„Den Arm, Sire.“

„Dem Vicomte den Arm abnehmen! Und warum?“

„Weil er ſchwer verwundet iſt.“

„Schwer verwundet am Arme?“

„O! mein Gott, ja, Sire.“

„Bei irgend einer Schlägerei, bei irgend einem Badwirthe, in irgend einem Ballhauſe! . . .“

„Nein, Sire, auf der Landſtraße.“

„Und wie geſchah dieß?“

„Man wollte ihn ermorden, weiter nichts!“

„Ah! der arme Vicomte!“ rief Ludwig XV. aus, der die Leute ſehr wenig bedauerte, aber ſich vortrefflich die Miene zu geben wußte, ſie zu bedauern! „ermorden! ah! dieß iſt eine ernſte Sache, ſagen Sie an, Sartines.“

Herr von Sartines, ſcheinbar weit weniger beſorgt, als der König, aber in der Wirklichkeit viel gerührter, näherte ſich den beiden Schweſtern. „Iſt es möglich, daß ein ſolches Unglück geſchah, meine Damen?“ fragte er ängſtlich.

„Leider ja, mein Herr, iſt es möglich,“ antwortete Chon ganz in Thränen zerfließend.

„Ermorden! . . . Und wie?“

„In einem Hinterhalte.“

„In einem Hinterhalte . . . Ah! Sartines!“ ſagte der König, „dieß dünkt mir eine Angelegenheit Ihres Wirkungskreiſes zu ſeyn.“

„Erzählen Sie uns dieß, Madame,“ ſagte Herr von Sartines. „Ich bitte Sie jedoch dringend, daß Ihre gerechte Entrüſtung die Sache nicht übertreibe. Wenn wir gerechter ſind, werden wir ſtrenger ſeyn, und in der Nähe und kaltblütig geſehen, verlieren die Thatſachen oft ihre Wichtigkeit.“

„O! man hat ſie mir nicht geſagt,“ rief Chon aus, „ich ſah die Sache mit meinen eigenen Augen.“

„Wohlan, was ſahſt Du, große Chon?“ fragte der König.

„Ich ſah, daß ein Mann ſich auf meinen Bruder

ſtürzte, ihn zwang, den Degen zu ziehen, und ihn ſchwer verwundete."

„War dieſer Mann allein?" fragte Herr von Sartines.

„Keineswegs; er hatte ſechs Andere bei ſich."

„Der arme Vicomte!" ſagte der König, indem er immer die Gräfin anſchaute, um den genauen Grad ihrer Betrübniß zu beurtheilen, und nach derſelben ſeine eigene zu bemeſſen. „Der arme Vicomte! gezwungen, ſich zu ſchlagen!" Er ſah in den Augen der Gräfin, daß ſie keineswegs ſcherzte. „Und verwundet?" fügte er mit einer ganz zum Mitleiden gerührten Stimme hinzu.

„Aber durch welche Veranlaſſung entſtand denn dieſer Streit?" fragte der Polizeilieutenant, der in den Wendungen, die ſie machte, um ihm auszuweichen, die Wahrheit zu ergreifen verſuchte.

„Durch die frivolſte, mein Herr, wegen Poſtpferden, die man dem Vicomte verweigerte, der Eile hatte, mich wieder zu meiner Schweſter zu bringen, welcher ich verſprach, dieſen Morgen zu kommen."

„Ah! dieß ſchreit ja nach Rache," ſagte der König, „nicht wahr, Sartines?"

„Ich glaube es, Sire," antwortete der Polizeilieutenant, „und ich will Erkundigungen einziehen. Der Name des Angreifers, Madame, wenn es beliebt? Seine Eigenſchaft, ſein Stand?"

„Sein Stand? Er war ein Militär, ein Offizier bei den Dauphingensarmen, glaub' ich. Er heißt Baverney, Faverney, Taverney; ja, ſo iſt's, Taverney."

„Madame," ſagte Herr von Sartines, „er wird morgen in der Baſtille ſchlafen."

„O! nein!" ſagte die Gräfin, die bisher das größte diplomatiſche Schweigen beobachtete, „o! nein!"

„Wie ſo: o! nein?" fragte der König. „Und warum, ich bitte Sie, ſollte man den Schlingel nicht einſperren? Sie wiſſen wohl, daß mir die Militäre unausſtehlich ſind."

„Und ich, Sire," wiederholte die Gräfin mit der nämlichen Zuverſicht, „ich ſage Ihnen, daß man dem Manne nichts thun wird, der den Herrn Dubarry meuchleriſch überfiel."

„Ah! iſt es denn möglich, Gräfin," entgegnete Ludwig XV., „das iſt ſonderbar; erklären Sie mir dieß ich bitte Sie."

„Das iſt leicht. Jemand wird ihn beſchützen."

„Wer iſt dieſer Jemand?"

„Derjenige, auf deſſen Anſtiften er handelte."

„Dieſer Jemand wird ihn gegen uns beſchützen? O! o! das iſt ſtark, was Sie da ſagen, Gräfin."

„Madame," ſtammelte Herr von Sartines, der den Stich näher kommen ſah, und vergebens ihn zu pariren ſuchte.

„Gegen Sie, ja, gegen Sie; und es gibt da keine: O! O! Sind Sie der Herr?"

Der König fühlte den Stich, welchen Herr von Sartines hatte kommen ſehen, und panzerte ſich. „Ah! gut!" erwiederte er, „wir wollen uns auf die Staatsgründe berufen, und für ein armſeliges Duell Motive aus der andern Welt ſuchen."

„Ah! Sie ſehen wohl," ſagte die Gräfin, „daß Sie mich bereits aufgeben, und, was eben erſt ein meuchleriſcher Ueberfall war, nur mehr ein Duell iſt, weil Sie jetzt vermuthen, woher er kommt."

„Gut, jetzt haben wir es," äußerte Ludwig XV., den Hahn des Springbrunnens umdrehend, der zu ſpielen begann, und machte, daß die Vögel ſangen, die Fiſche ſchwammen, und die Mandarine heraustraten.

„Sie wiſſen nicht, woher der Schlag kam?" fragte die Gräfin, indem ſie Zamore bei den Ohren zerrte, der zu ihren Füßen lag.

„Nein, meiner Treue," antwortete Ludwig XV.

„Sie vermuthen es nicht?"

„Ich ſchwöre Ihnen. Und Sie, Gräfin?"

„Wohlan, ich weiß es, ich will es Ihnen ſagen, und ich werde Sie nichts Neues lehren, deſſen bin ich ganz gewiß."

„Gräfin, Gräfin," ſagte Ludwig XV., indem er ſeine Würde zu zeigen verſuchte, „wiſſen Sie, daß Sie den König Lügen ſtrafen?"

„Sire, vielleicht bin ich ein wenig raſch, es iſt wahr; wenn Sie aber glauben, daß ich durch Herrn von Choiſeul ruhig meinen Bruder werde tödten laſſen . . ."

„Gut, das iſt der Herr von Choiſeul wieder," verſetzte der König mit laut ſchallender Stimme, wie wenn er dieſen Namen nicht erwartete, den er in dieſem Geſpräche figuriren zu ſehen, ſeit zehn Minuten fürchtete.

„Ah! bei Gott, Sire, wenn Sie hartnäckig darauf beharren, nicht zu ſehen, daß er mein grimmigſter Feind iſt, ich ſehe es, und klar, denn er gibt ſich nicht ein-

mal die Mühe, den Haß zu verbergen, den er gegen mich fühlt.“

„Vom Haſſen der Leute bis zum Ermorden derſelben, iſt es noch weit hin, liebe Gräfin.“

„Bei Choiſeul gränzen alle Dinge an einander.“

„Ah! liebe Freundin, da kommen wieder die Staatsgründe.“

„Mein Gott! Mein Gott! ſehen Sie doch, ob dieß nicht zum raſend werden iſt, Herr von Sartines.“

„Nein doch, wenn das, was Sie glauben . . .“

„Ich glaube, daß Sie mich nicht beſchützen, weiter nichts, und ich ſage ſogar, daß ich überzeugt bin, daß Sie mich aufgeben,“ rief die Gräfin heftig aus.

„O! ärgern Sie ſich nicht, Gräfin,“ ſagte Ludwig XV. „Nicht nur werden Sie nicht aufgegeben werden, ſondern auch beſchützt, und ſo gut . . .“

„So gut!“

„So gut, daß es dem Angreifer des armen Jean theuer zu ſtehen kommen ſoll.“

„Ja, ſo iſt's, man wird das Werkzeug zerbrechen, und die Hand drücken.“

„Iſt's nicht gerecht, ſich an den zu halten, der den Stoß geführt hat, an dieſen Herrn Taverney?“

„Allerdings iſt es gerecht, aber es iſt nur gerecht; was Sie für mich thun, würden Sie für den nächſten beſten Krämer der Straße Saint-Honoré thun, den ein Soldat im Theater ſchlüge. Ich ſag's Ihnen zum voraus, ich will nicht behandelt werden, wie Jedermann. Wenn Sie mehr nicht thun für jene, die Sie lieben, als für die Gleichgültigen, ſo ſind mir die Iſolirung

und die Niedrigkeit der Letzteren lieber; ſie haben wenigſtens keine Feinde, die ſie ermorden.“

„Ah! Gräfin, Gräfin,“ ſagte Ludwig XV. traurig, „wie verderben Sie mir, der ich zufällig ſo fröhlich, ſo glücklich, ſo zufrieden aufſtand, meinen angenehmen Morgen!“

„Ah! wie liebenswürdig dieß iſt! Mein Morgen iſt alſo hübſch, der meinige, da man meine Familie niedermetzelt.“

Ungeachtet der inneren Beſorgniß, welche dem Könige der ihn umgrollende Sturm einflößte, konnte er ſich doch bei dem Worte „niedermetzelt“ nicht enthalten, zu lächeln. Die Gräfin ſtand wüthend auf. „Ah! ſo bedauern Sie mich?“ ſagte ſie.

„Ei, nun nun, werden Sie nicht böſe.“

„Aber ich will böſe werden.“

„Sie haben Unrecht; Sie ſind entzückend, wenn Sie lächeln, während der Zorn Sie häßlich macht.“

„Was liegt mir daran? Brauch' ich ſchön zu ſeyn, da meine Schönheit mich nicht ſchützt, Intriguen geopfert zu werden?“

„Denken Sie nach, Gräfin.“

„Nein, wählen Sie zwiſchen mir und Ihrem Choiſeul.“

„Liebe Schöne, eine unmögliche Wahl, Sie Beide ſind mir nothwendig.“

„Dann entferne ich mich.“

„Sie?“

„Ja, ich räume meinen Feinden das Feld. O! ich werde vor Gram darüber ſterben, aber Herr von Choiſeul zufrieden geſtellt ſeyn, und dieß Sie tröſten.“

„Wohlan, ich ſchwöre Ihnen, Gräfin, daß er Ihnen nicht im mindeſten zürnt, und daß er Sie in ſeinem Herzen trägt. Im Grunde iſt er ein Biedermann," fügte der König auf ſolche Weiſe bei, daß Herr von Sartines dieſe letzten Worte gut hörte.

„Ein Biedermann? Sie erbittern mich, Sire. Ein Biedermann, der die Leute meuchleriſch überfallen läßt."

„O!" erwiederte der König, „wir wiſſen noch nicht."

„Und zudem," wagte der Polizeilieutenant zu ſagen, „ſind Händel zwiſchen Kriegsmännern ſo pikant, ſo natürlich!"

„Ah! Ah!" verſetzte die Gräfin; „und auch Sie, Herr von Sartines."

Der Lieutenant begriff die Tragweite dieſes „tu quoque", und fuhr vor dem Zorne der Gräfin zurück. Es trat eine Pauſe dumpfen und drohenden Schweigens ein. „Sie ſehen, Chon," ſagte der König inmitten dieſer allgemeinen Beſtürzung, „Sie ſehen, dieß iſt Ihr Werk."

Chon ſchlug mit heuchleriſcher Traurigkeit die Augen nieder. „Der König wird verzeihen," erwiederte ſie, „wenn der Schmerz des Herzens bei ihr die Oberhand über die Gemüthskraft der Unterthanin gewinnt."

„Ein ſauberer Streich!" murmelte der König ... „Nun, Gräfin, keinen Groll."

„O! nein, Sire, ich hege keinen... Nur geh' ich nach Luciennes, und von Luciennes nach Boulogne."

„Zu Waſſer?" fragte der König.

„Ja, Sire, ich verlaſſe ein Land, worin der Miniſter dem Könige Furcht einjagt."

„Madame!“ ſagte Ludwig XV. beleidigt.

„Wohlan, erlauben Sie, Sire, daß ich mich entferne, um es nicht länger an der Eurer Majeſtät ſchuldigen Ehrfurcht ermangeln zu laſſen.“

Die Gräfin ſtand auf, von der Seite die Wirkung beobachtend, welche ihre Bewegung hervorbrachte. Ludwig XV. ſeufzte aus Ueberdruß, ein Seufzer, welcher bedeutete: „Ich langeweile mich hier beträchtlich.“ Chon errieth die Bedeutung des Seufzers, und ſah ein, daß es für ihre Schweſter gefährlich ſeyn würde, den Zank noch weiter zu treiben. Sie hielt ihre Schweſter bei dem Kleide zurück, ging zum Könige und ſagte: „Sire, die Liebe, welche meine Schweſter für den armen Vicomte fühlt, hat ſie zu weit fortgeriſſen; ich habe den Fehler begangen, und mir geziemt es, ihn wieder zu verbeſſern. Ich betrachte mich als die geringſte Unterthanin Eurer Majeſtät, und bitte Sie um Gerechtigkeit für meinen Bruder; ich klage Niemand an: die Weisheit des Königs wird wohl zu unterſcheiden wiſſen.“

„Ei, mein Gott, dieß iſt Alles, was ich verlange, Gerechtigkeit; ja, aber es ſey die rechte Gerechtigkeit. Wenn ein Mann kein Verbrechen begangen hat, ſo werfe man ihm dieſes Verbrechen nicht vor; hat er es begangen, ſo beſtrafe man ihn.“

Und dieſe Worte ſprechend, ſchaute Ludwig XV. die Gräfin an, indem er, wo möglich, die Ueberbleibſel des fröhlichen Morgens, den er ſich verſprochen hatte, und der auf eine ſo klägliche Weiſe endete, wieder zu erhaſchen ſuchte. Die Gräfin war ſo gut, daß ſie mit dieſer Geſchäftsloſigkeit des Königs Mitleiden fühlte, die ihn überall

traurig und gelangweilt machte, außer bei ihr. Sie kehrte ſich alſo halb um, denn ſie hatte ſchon begonnen, der Thüre ſich zu nähern. „Verlange ich etwas Anderes?“ fragte ſie mit einer verehrungswürdigen Ergebenheit; „aber man ſtoſſe meinen Verdacht nicht zurück, wenn ich ihn offenbare.“

„Ihr Verdacht iſt mir heilig, Gräfin,“ rief der König aus; „er verwandle ſich ein wenig in Gewißheit, und Sie werden ſehen. Aber da fällt mir ein ſehr einfaches Mittel ein . .“

„Welches, Sire?“

„Daß man Herrn von Choiſeul hierher kommen laſſe.“

„O! Eure Majeſtät wiſſen wohl, daß er nie hierher kommt; er verſchmäht es, die Wohnung der Freundin des Königs zu betreten. Seine Schweſter iſt nicht wie er; ihr wäre nichts lieber.“

Der König begann zu lachen.

„Herr von Choiſeul äffet den Herrn Dauphin nach,“ fuhr die Gräfin ermuthiget fort. „Man will ſich nicht compromittiren.“

„Der Herr Dauphin iſt ein Gottesfürchtiger, Gräfin.“

„Und Herr von Choiſeul iſt ein Tartüfe, Sire.“

„Ich ſage Ihnen, liebe Freundin, daß Sie das Vergnügen haben werden, ihn hier zu ſehen, denn ich will ihn hierher berufen. Es iſt des Staatsdienſtes wegen, er muß wohl kommen, und wir werden ihn dahin bringen, ſich in Chon's Gegenwart zu erklären, die Alles geſehen hat. Wir werden ihn confrontiren, wie man im Juſtizpalaſte ſagt, nicht wahr, Sartines? Man hole Herrn von Choiſeul.“

„Und mir bringe man meinen Sapajou, Dorée, meinen Sapajou, meinen Sapajou!“ rief die Gräfin.

Bei dieſen an die im Toilettencabinete beſchäftigte Zofe gerichteten Worten, und die im Vorzimmer konnten gehört werden, weil ſie gerade in dem Momente geſprochen wurden, da die Thüre vor dem zum Thürſteher geſendeten Herrn von Choiſeul ſich aufthat, antwortete eine ſchwache Stimme ſchnarrend: „Der Sapajou der Frau Gräfin muß ich ſeyn; ich ſtelle mich vor, ich eile herbei, da bin ich!“

Und man ſah einen kleinen Buckligen kräftig eintreten, mit der größten Pracht gekleidet.

„Der Herzog von Tresmes!“ rief die Gräfin unmuthig aus; „ich hab' Ihnen ja nicht rufen laſſen, Herzog.“

„Sie haben Ihren Sapajou verlangt, Madame,“ erwiederte der Herzog, vor dem Könige, der Gräfin und Herrn von Sartines ſich verbeugend, „und da ich unter allen Höflingen keinen häßlicheren Affen ſah, als mich, ſo eilte ich herbei.“ Und der Herzog lachte, ſo lange Zähne weiſend, daß die Gräfin ſich nicht enthalten konnte, ebenfalls zu lachen.

„Darf ich da bleiben?“ fragte der Herzog, als wäre dieß die erſehnte Gunſt ſeines ganzen Lebens geweſen.

„Fragen Sie den König, er iſt hier Gebieter, Herr Herzog.“

Der Herzog wendete ſich mit einer flehenden Miene zum Könige. „Bleiben Sie, Herzog, bleiben Sie,“ äußerte der König, entzückt, die Zerſtreuungen um ſich her zu vermehren.

In dieſem Momente öffnete der dienſtthuende Thürſteher die Thüre.

„Ah!“ fragte der König mit einer leichten Wolke der Langeweile, „iſt's ſchon Herr von Choiſeul?“

„Nein, Sire,“ antwortete der Thürſteher, „es iſt Monſeigneur der Dauphin, der mit Eurer Majeſtät ſprechen möchte.“

Die Gräfin fuhr freudig auf, denn ſie glaubte, der Dauphin näherte ſich ihr; aber Chon, die an Alles dachte, runzelte die Stirne.

„Nun denn, wo iſt der Herr Dauphin?“ fragte der König ungeduldig.

„Bei Ihrer Majeſtät. Der Herr Dauphin wird warten, bis Seine Majeſtät heimkehren.“

„Es ſteht geſchrieben, daß ich nie einen Augenblick ruhig ſeyn werde,“ brummte der König. Dann beſann er ſich plötzlich anders, als er einſah, daß die vom Dauphin verlangte Audienz ihm, wenigſtens momentan, die Scene mit Herrn von Choiſeul erſpare. „Ich gehe hin,“ ſagte er, „ich gehe hin. Adieu, Gräfin. Sehen Sie, wie unglücklich ich bin, ſehen Sie, wie man mich zerret.“

„Eure Majeſtät gehen in dem Momente fort,“ rief die Gräfin aus, „da Herr von Choiſeul kommen wird.“

„Was wollen Sie? Der erſte Sclave iſt der König. Ah! wenn die Herren Philoſophen wüßten, was es heiße, König zu ſeyn, und vorzüglich König von Frankreich!“

„So bleiben Sie da, Sire.“

„O! ich kann den Dauphin nicht warten laſſen. Man ſagt bereits, daß ich nur meine Töchter liebe.

„Aber was werde ich zu Herrn von Choiseul ſagen?“

„Nun denn, Sie werden ihm ſagen, er ſolle zu mir kommen, Gräfin. Und um jeder Bemerkung ſchnell vorzubeugen, küßte der König die Hand der Gräfin, die vor Zorn bebte, und verſchwand eilig, wie es immer ſeine Gewohnheit war, wenn er die Frucht einer gewonnenen Schlacht durch ſeine Verzögerungen und ſeine gemeinen Kniffe zu verlieren fürchtete.

„O! er entſchlüpft uns wieder,“ rief die Gräfin aus, ärgerlich in die Hände ſchlagend.

Aber der König erwartete nicht einmal dieſen Ausruf. Die Thüre war hinter ihm bereits wieder zugeſchloſſen, und er ging durch das Vorzimmer, indem er ſagte: „Gehen Sie hinein, meine Herren, gehen Sie hinein. Die Gräfin willigt ein, Sie zu empfangen. Nur werden Sie ſie ſehr traurig wegen des Unfalles finden, der dem armen Jean begegnet iſt.“

Die Höflinge ſchauten ſich erſtaunt an. Sie wußten nicht, welcher Unfall dem Vicomte konnte begegnet ſeyn. Viele hofften, er würde todt ſeyn. Sie machten ſich Geſichter, wie ſie eben nöthig waren. Die Fröhlichſten machten ſich die traurigſten, und ſie traten ein.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Der Saal der Pendeluhren.

In einem weiträumigen Saale des Palaſtes zu Verſailles, den man den Saal der Pendeluhren nennt, ſpazierte ein junger Mann von roſenfarbenem Teint, mit

ſanften Augen, mit etwas gemeinem Gange, herabhangenden Armen, geſenktem Kopfe. Er ſchien ſechszehn bis ſiebenzehn Jahre zu zählen. Niemand hätte dieſes ſtrenge und zugleich gute, dieſes majeſtätiſche und heitere Profil zu verkennen vermocht, welches den charakteriſtiſchen Typus der Bourbons der älteren Linie bildete, und wovon der junge Mann, den wir unſern Leſern vor Augen ſtellen, das lebhafteſte und zugleich übertriebendſte Abbild war; nur hätte man bei dem Anblicke der vielleicht entartenden Fortſetzung dieſer edlen Antlitze, ſeit Ludwig XIV. und Anna von Oeſterreich ſagen können, daß jener, von dem wir ſprechen, ſeine Züge nicht auf einen Erben übertragen könnte ohne eine Art von Entſtellung des urſprünglichen Typus, ohne daß die angeborene Schönheit dieſes Typus, deſſen letzte gute Probe er war, in ein Geſicht mit überladenen Zügen ſich verwandelte, ohne daß die Zeichnung zur Carricatur würde. In der That hatte Ludwig Auguſt, Herzog von Berry, Dauphin von Frankreich, der ſeitdem König Ludwig XVI. wurde, eine längere und adlerförmigere Bourboniſche Adlernaſe, als jene ſeines Geſchlechtes, ſeine leicht niedergedrückte Stirne wich noch weiter zurück, als jene Ludwigs XV., und das doppelte Kinn ſeines Ahnherrn war bei ihm dergeſtalt ausgeprägt, daß, da er damals noch mager war, das Kinn ungefähr ein Drittheil ſeines Geſichtes einnahm. Außer dem war ſein Gang langſam und unbehülflich; gut gewachſen, ſchien er doch in der Bewegung der Beine und der Schultern gehindert. Nur ſeine Arme, und vorzüglich ſeine Finger, hatten die Thätigkeit, die Gelenkigkeit, die Kraft, und, ſo zu ſagen,

jene Phyſiognomie, die, bei den Andern, auf die Stirne, den Mund und die Augen geſchrieben iſt.

Der Dauphin durchſchritt alſo ſchweigend dieſen Saal der Pendeluhren, denſelben, worin acht Jahre früher Ludwig XV. der Frau von Pompadour den Parlamentsbeſchluß überreicht hatte, welcher die Jeſuiten aus dem Königreiche verbannte, und fortwährend dieſen Saal durcheilend, ſann er nach. Zuletzt wurde er jedoch überdrüſſig, zu warten, oder vielmehr an das zu denken, was ihn beſchäftigte, und abwechſelnd die Pendeluhren betrachtend, die den Saal ſchmückten, ergötzte er ſich, wie Karl V., die immer unüberwindlichen Abweichungen zu bemerken, welche die regelmäßigſten Uhren unter ſich zeigen, eine bizarre aber klar ausgedrückte Kundgebung der Ungleichheit materieller, durch Menſchenhand geregelter oder nicht geregelter Dinge. Bald blieb er der großen, damals im Hintergrunde des Saales, an dem nämlichen Platze, wo ſie noch heut zu Tage iſt, befindlichen Uhr gegenüber ſtehen, welche in Folge einer geſchickten mechaniſchen Zuſammenſetzung, die Tage, die Monate, die Jahre, die Mondesveränderungen, den Lauf der Planeten zeigt, kurz Alles, was jene andere, noch intereſſantere Maſchine, Menſch genannt, in der fortſchreitenden Bewegung ſeines Lebens bis zu ſeinem Tode intereſſirt.

Der Dauphin betrachtete als Liebhaber dieſe Pendeluhr, die er immer bewundert hatte, und neigte ſich bald rechts, bald links, um dieſes oder jenes Räderwerk genau zu unterſuchen, deſſen ſpitzige Zähne, wie feine Nadeln, wieder in eine andere, noch feinere Feder eingriffen. Nach der genauen Unterſuchung dieſer Seite

der Pendeluhr, beſchauete er ſie wieder von vorne, und folgte mit dem Auge der Hemmung des raſchen, über die Secunden gleitenden Zeigers, die jenen Waſſermücken gleichen, welche auf Weihern und Quellen mit ihren langen Füßen laufen, ohne auch nur den flüſſigen Kryſtall zu kräuſeln, auf dem ſie ſich unabläſſig tummeln. Von dieſer Betrachtung war es nicht weit zur Erinnerung an die verfloſſene Zeit. Der Dauphin erinnerte ſich, daß er ſeit vielen Secunden wartete. Freilich hatte er deren ſchon eine große Zahl verſtreichen laſſen, bevor er es wagte, dem Könige ſagen zu laſſen, daß er ihn erwarte. Plötzlich blieb der Zeiger ſtehen, auf welchen der junge Prinz die Augen geheftet hatte. Im nämlichen Augenblicke, wie durch Zauber, ſtellten die kupfernen Räderwerke ihre berechnete kreisförmige Bewegung ein, die ſtählernen Achſen ruhten in ihren Rubinlöchern, und eine tiefe Stille entſtand in dieſer Maſchine, worin kurz zuvor das Geräuſch und die Bewegung wimmelten. Keine Erſchütterungen mehr, keine Schwebungen, keine Glockenbebungen, keine Umſchwünge von Zeigern und Rädern. Die Maſchine war ſtille geſtanden, die Pendeluhr todt. Irgend ein Sandkorn, fein wie ein Atom, war in den Zahn eines Rades gekommen, oder es war ganz einfach der Geiſt dieſer wunderſamen Maſchine, der, von ſeinem ewigen Hin- und Herbewegen ermüdet, ausruhte. Bei dem Anblicke dieſes plötzlichen Verſcheidens, dieſes Schlagfluſſes, vergaß der Dauphin, warum er gekommen war, und wie lange er wartete; er vergaß vorzüglich, daß die Stunde nicht durch die Erſchütterungen eines ſonoren Schwebers

in die Ewigkeit geſchleudert, oder auf dem Abhange der Zeiten durch den momentanen Halt einer Metallbewegung verzögert, wohl aber auf der ewigen Uhr angezeigt werde, die den Welten vorausgegangen iſt, und durch den ewigen und unwandelbaren Finger des Allmächtigen ſie überleben muß. Er begann folglich, die Kryſtallthüre der Pagode zu öffnen, worin der Geiſt ſchlief, und ſteckte ſeinen Kopf in das Innere der Pendeluhr, um ſomit näher zu ſehen. Aber er wurde in ſeiner Beobachtung zunächſt durch den großen Schweber gehindert. Dann ließ er ſeine ſo intelligenten Finger durch die kupferne Oeffnung behutſam gleiten, und häkelte die Schweber los. Dieß war nicht genug; denn der Dauphin ſchaute vergebens nach allen Seiten; die Urſache dieſer Erſtarrung blieb ſeinen Augen unſichtbar. Der Prinz vermuthete dann, daß der Uhrmacher des Schloſſes vergeſſen habe, die Uhr aufzuziehen, und dieſe natürlicher Weiſe ſtehen geblieben ſey. Er nahm nun den Schlüſſel, der an ihrem Fußgeſtelle hing, und begann die Federn mit der Gewandtheit eines geübten Mannes aufzuziehen. Aber nach drei Umdrehungen mußte er inne halten, ein Beweis, daß ein unbekannter Unfall den Gang des Mechanismus hemme, und die obgleich geſpannte Feder that dennoch keine Verrichtung mehr. Der Dauphin zog aus ſeiner Taſche einen kleinen Schaber von Schildpatt mit einer Stahlklinge, und gab mit der Spitze der Klinge einem Rade den Stoß. Die Räderwerke ſchnarrten eine halbe Secunde, dann ſtanden ſie ſtill. Die Unpäßlichkeit der Pendeluhr wurde ernſthaft. Nun begann Ludwig mit der Spitze ſeines

Schabers mehrere Stücke auseinander zu nehmen, deren Schrauben er auf einem Wandgeſtelle ſorgfältig abſonderte. Von ſeinem Eifer hingeriſſen, fuhr er dann fort, die zuſammengeſetzte Maſchine zu zerlegen, und unterſuchte ſogar die geheimſten und geheimnißvollſten Winkel derſelben. Plötzlich ſtieß er einen Freudenſchrei aus; er hatte ſo eben entdeckt, daß eine Druckſchraube, in ihrer Spirallinie ſpielend, eine Feder erſchlafft, und das Triebrad aufgehalten habe. Dann begann er die Schraube zu preſſen. Nun ſteckte er, ein Rad in der linken Hand, ſeinen Schaber in der rechten Hand, ſeinen Kopf wieder in das Gehäuſe. So weit war er mit ſeiner Arbeit, in Betrachtung des Mechanismus verſunken, als die Thüre aufging, und eine Stimme rief: „Der König!“

Aber Ludwig hörte nur das melodiſche Tic-Tac unter ſeiner Hand, wie das Pochen eines Herzens, dem ein geſchickter Arzt wieder Leben verleiht. Der König ſchaute nach allen Seiten hin, ohne eine Zeitlang den Dauphin zu ſehen, von dem man nur die geſpreizten Beine erblickte, da der Rumpf durch die Pendeluhr verſteckt war, und der Kopf in der Oeffnung ſtack. Er näherte ſich lächelnd, und klopfte ſeinem Enkel auf die Schulter. „Was Teufels treibſt Du da?“ fragte er ihn.

Ludwig zog ſich haſtig aus dem Gehäuſe, jedoch mit aller nöthigen Vorſicht, um auf keine Weiſe das ſchöne Möbel zu beſchädigen, deſſen Wiederherſtellung er unternommen hatte. „Eure Majeſtät ſehen es,“ antwortete der Jüngling, vor Scham über und über erröthend, bei dieſer Beſchäftigung überraſcht worden zu ſeyn, „ich ergötzte mich in Erwartung ihres Kommens.“

„Ja, mit der Zerſtörung meiner Pendeluhr. Eine hübſche Unterhaltung.“

„Im Gegentheile, Sire, ich reparirte ſie. Das Hauptrad verrichtete keinen Dienſt mehr, durch dieſe Schraube verhindert, welche Eure Majeſtät hier ſehen. Ich machte die Schraube wieder feſt, und jetzt geht das Werk.“

„Aber Du wirſt Dich blind machen mit dem Hineinſchauen da. Ich würde meinen Kopf um alles Gold der Welt in kein ſolches Weſpenneſt ſtecken.“

„O! nein, Sire. Ich verſtehe mich darauf; ich zerlege, ſtelle wieder zuſammen und reinige gewöhnlich die wunderſchöne Uhr, welche mir Eure Majeſtät an meinem vierzehnten Geburtstage ſchenkten.“

„Meinetwegen, aber laß einſtweilen Deine Mechanik bei Seite. Du willſt mit mir ſprechen.“

„Ich, Sire?“ verſetzte der junge Mann erröthend.

„Ohne Zweifel, weil Du mir ſagen ließeſt, daß Du mich erwarteſt.“

„Es iſt wahr, Sire,“ antwortete der Dauphin, die Augen niederſchlagend.

„Wohlan, was willſt Du von mir, antworte? Wenn Du mir nichts zu ſagen haſt, geh' ich nach Marly.“

Und ſchon ſuchte Ludwig XV. nach ſeiner Gewohnheit ſich davon zu machen. Der Dauphin legte ſeinen Schaber und ſein Räderwerk auf einen Lehnſtuhl, was anzeigte, daß er dem Könige wirklich etwas Wichtiges zu ſagen habe, weil er die wichtige Arbeit unterbrach, die er verrichtete.

„Brauchſt Du Geld?“ fragte der König raſch. „Wenn

dieß der Fall iſt, warte, ich will Dir welches ſchicken.“ Und Ludwig näherte ſich um einen Schritt mehr der Thüre.

„O! nein, Sire,“ verſetzte der junge Ludwig; „ich habe noch tauſend Thaler von meinem monatlichen Bezuge.

„Welch' ein Oekonom!“ rief der König aus, „und wie gut hat ihn Herr von Lavauguyon mir erzogen! Ich glaube, daß er ihm gerade alle Tugenden verlieh, die ich nicht habe.“

Der Jüngling machte eine heftige Anſtrengung der Selbſtbeherrſchung. „Sire,“ fragte er, „iſt die Frau Dauphine noch ſehr weit weg?“

„Weißt Du es denn nicht eben ſo gut, wie ich?“

„Ich?“ fragte der Dauphin verlegen.

„Ohne Zweifel; man las uns geſtern das Reiſebulletin vor; ſie ſollte am jüngſten Montage Nancy paſſiren; ſie muß jetzt ungefähr fünfundvierzig Meilen von Paris ſeyn.“

„Sire, finden Eure Majeſtät nicht,“ fuhr der Dauphin fort, „daß die Frau Dauphine ſehr langſam reiſet?“

„Nein doch, nein doch,“ antwortete Ludwig XV., „im Gegentheile, ich finde, daß ſie für eine Frau, und im Hinblicke auf alle dieſe Feſte und Empfangsfeierlichkeiten, ſehr ſchnell reiſet, ſie legt alle zwei Tage, einen in den andern gerechnet, wenigſtens zehn Meilen zurück.“

„Sire, das iſt ſehr wenig,“ bemerkte der Dauphin ſchüchtern.

Der König Ludwig XV. erſtaunte immer mehr bei

der Offenbarung dieſer Ungeduld, die er nicht vermuthet hatte. „Ah! pah!“ ſagte er mit einem niedrig ſcherzenden Lächeln, „Du haſt alſo Eile?“

Der Dauphin erröthete ſtärker, als bisher. „Ich verſichere Ihnen, Sire,“ ſtammelte er, „daß Eure Majeſtät nicht den rechten Grund vermuthen.“

„Deſto ſchlimmer; ich wollte, dieß wäre der Grund. Was Teufels! Du biſt ſechszehn Jahre alt; man ſagt, die Prinzeſſin ſey hübſch; es iſt Dir wohl erlaubt, ungeduldig zu ſeyn. Nun denn, ſey unbeſorgt, Deine Dauphine wird ankommen.“

„Sire, könnte man dieſe Ceremonien unter Weges nicht ein wenig abkürzen?“ fuhr der Dauphin fort.

„Unmöglich. Sie iſt ſchon, ohne anzuhalten, durch zwei oder drei Städte gefahren, wo ſie verweilen ſollte.“

„Dann wird's ewig dauern. Und ich glaube auch noch etwas, Sire,“ wagte der Dauphin ſchüchtern zu ſagen.

„Was glaubſt Du? Sprich!“

„Ich glaube, daß der Dienſt ſchlecht geſchieht, Sire.“

„Wie! Welcher Dienſt?“

„Der Reiſedienſt.“

„Geh doch! Ich ſchickte dreißigtauſend Pferde auf den Weg, dreißig Wagen, ſechszig Bagagewagen, ich weiß nicht wie viele Proviantwagen; ſtellte man Proviantwagen, Bagagewagen, Wagen und Pferde in einer einzigen Linie auf, ſo würde ſie von Paris bis Straßburg reichen. Wie kannſt Du glauben, daß mit allen dieſen Mitteln der Dienſt ſchlecht geſchehe?“

„Wohlan, Sire, ungeachtet aller Güte Eurer Ma-

jeſtät, hab' ich faſt Gewißheit hinſichtlich deſſen, was ich ſage; nur vielleicht einen ungeeigneten Ausdruck gebraucht, und anſtatt zu ſagen, daß der Dienſt ſchlecht geſchehe, hätte ich vielleicht ſagen ſollen, daß der Dienſt ſchlecht organiſirt ſey."

Der König hob bei dieſen Worten den Kopf empor, und heftete ſeine Augen auf jene des Dauphin. Er begann zu begreifen, daß viele Dinge unter den wenigen Worten verſteckt ſeyen, die Seine königliche Hoheit ſo eben geſprochen hatten. „Dreißigtauſend Pferde," wiederholte der König, „dreißig Wagen, ſechszig Bagagewagen, zwei Regimenter zu dieſem Dienſte verwendet... Ich frage Dich, Herr Gelehrter, ob Du jemals eine Dauphine mit einem ſolchen Ehrengeleite nach Frankreich ziehen ſaheſt?"

„Ich geſtehe, Sire, daß dieſe Anſtalten auf königliche Weiſe getroffen ſind, und wie Eure Majeſtät ſie treffen; haben aber Eure Majeſtät wohl eingeſchärft, daß dieſe Pferde, dieſe Wagen, und dieſes ganze Material mit einem Worte, lediglich zum Dienſte der Frau Dauphine und ihres Gefolges verwendet werden?"

Der König ſchaute Ludwig zum Drittenmale an; ein dunkler Verdacht tauchte in ihm auf, eine kaum merkliche Erinnerung begann ſeinen Geiſt zu gleicher Zeit zu erhellen, da eine unklare Analogie zwiſchen dem, was der Dauphin ſagte, und etwas eben erſt erduldetem Unangenehmen, ihm durch den Kopf zuckte. — „Welche Frage!" ſagte der König; „allerdings iſt all das für die Frau Dauphine beſtimmt, und deßhalb ſag' ich Dir,

daß ſie ſehr bald ankommen muß; aber warum ſchauſt Du mich ſo an," fügte er mit einem feſten Tone bei, der dem Dauphin drohend ſchien, „ſollteſt Du Dich etwa damit ergötzen, meine Züge zu ſtudiren, wie die Feder Deines Mechanismus?"

Der Dauphin, welcher den Mund öffnete, um zu ſprechen, ſchwieg plötzlich bei dieſer Anrede.

„Wohlan," fuhr der König lebhaft fort, „es dünkt mir, daß Du nichts mehr zu ſagen haſt, he? Du biſt zufrieden, nicht wahr? Deine Dauphine kommt an, ihr Dienſt geſchieht vortrefflich, Du biſt reich, wie Cröſus, durch Deine Privatſchatulle; Alles geht auf's Beſte. — Mach' mir jetzt alſo, da Dich nichts mehr beunruhiget, das Vergnügen, meine Pendeluhr wieder aufzuziehen."

Der Dauphin rührte ſich nicht.

„Weißt Du," ſagte Ludwig XV. lachend, „daß ich Luſt habe, Dir die Stelle eines erſten Schloßuhrmachers zu übertragen, mit einem Gehalte, wohlverſtanden."

Der Dauphin ſenkte den Kopf, und nahm, vom Blicke des Königs eingeſchüchtert, auf dem Lehnſtuhle den Schaber und das Rad wieder. Inzwiſchen gelangte Ludwig XV. ſachte zur Thüre.

„Was Teufel wollte er mit ſeinem ſchlecht geſchehenen Dienſte ſagen," äußerte der König, indem er ihn fortwährend anſchaute. „Nun, nun, da bin ich wieder einer Scene ausgewichen; er iſt unzufrieden."

Wirklich ſtampfte der Dauphin, gewöhnlich ſo ruhig, mit dem Fuße auf den Boden.

„Es wird ärger," murmelte Ludwig XV. lachend, „gewiß, es iſt Zeit, zu fliehen."

Aber plötzlich, als er die Thüre öffnete, fand er Herrn von Choiseul, tief ſich verbeugend, auf der Schwelle.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der Hof des Königs Pétaud.

Ludwig XV. fuhr bei dem unerwarteten Anblicke des neuen Schauſpielers, der ſich in die Scene miſchte, um den Abgang zu verhindern, einen Schritt zurück.

„Ah! meiner Treue," dachte er, „dieſen hatte ich vergeſſen. Er ſey willkommen; er ſoll für die Uebrigen büßen. — Ah! da ſind Sie!" rief er aus. „Ich ließ Sie kommen, Sie wiſſen es?"

„Ja, Sire," antwortete der Miniſter kalt, „und ich kleidete mich an, um mich zu Eurer Majeſtät zu begeben, als mir der Befehl zukam."

„Gut. Ich habe von wichtigen Angelegenheiten mit Ihnen zu ſprechen," begann Ludwig XV., die Stirne runzelnd, um wo möglich ſeinen Miniſter einzuſchüchtern.

Zum Unglücke für den König war Herr von Choiseul einer von den Männern im Königreiche, die man am wenigſten einſchüchtern konnte. „Und ich auch von ſehr ernſthaften Angelegenheiten, wenn es Eurer Majeſtät beliebt," antwortete er, ſich verbeugend.

Zu gleicher Zeit wechſelte er einen Blick mit dem halb hinter ſeiner Pendeluhr verborgenen Dauphin.

Der König blieb raſch ſtehen. „Ah! gut!" dachte er, „auch von dieſer Seite; da bin ich in einem Dreiecke gefangen, und kann nun unmöglich entſchlüpfen. —

Sie ſollen wiſſen," beeilte ſich der König zu ſagen, um den erſten Stoß gegen ſeinen Gegner zu führen, „daß der arme Vicomte Jean beinahe ermordet worden wäre."

„Das heißt: er hat einen Degenſtich in den Vorderarm erhalten. Ich kam, um wegen dieſes Ereigniſſes mit Eurer Majeſtät zu ſprechen."

„Ja, ich begreife, Sie kamen dem Gerüchte zuvor?"

„Ich ging den Auslegungen entgegen, Sire."

„Sie kennen alſo dieſe Geſchichte, mein Herr?" fragte der König mit einer bedeutungsvollen Miene.

„Vollkommen."

„Ah!" verſetzte der König, „dieß ſagte man mir ſchon an einem guten Orte."

Herr von Choiſeul blieb unempfindſam. Der Dauphin fuhr fort, eine kupferne Schraubenmutter anzuſchrauben, horchte aber mit geſenktem Kopfe, und verlor kein Wort des Geſpräches.

„Nun will ich Ihnen ſagen, wie die Sache ſich ereignet hat," äußerte der König.

„Eure Majeſtät halten ſich für gut unterrichtet?" fragte Herr von Choiſeul.

„O! was dieß betrifft . . ."

„Wir hören, Sire."

„Wir hören?" wiederholte der König.

„Ohne Zweifel Monſeigneur der Dauphin und ich."

„Monſeigneur der Dauphin?" wiederholte der König, deſſen Augen von dem ehrerbietigen Choiſeul auf den aufmerkſamen Ludwig Auguſt übergingen, „und was hat der Herr Dauphin mit dieſem Handgemenge gemein?"

„Es berührt in ſo ferne Monſeigneur," fuhr Herr von Choiſeul mit einer an den Prinzen gerichteten Verbeugung fort, „als die Frau Dauphine betheiliget iſt."

„Die Frau Dauphine betheiliget!" rief der König ſchaudernd aus.

„Ohne Zweifel; ſollten Sie es nicht wiſſen, Sire? In dieſem Falle wären Euere Majeſtät ſchlecht unterrichtet."

„Die Frau Dauphine und Jean Dubarry," ſagte der König, „dieß mag ſeltſam ſeyn. Nun, nun, erklären Sie ſich, Herr von Choiſeul, und vorzüglich verhehlen Sie mir nichts, wär's auch die Dauphine, die Dubarry den Degenſtich gab."

„Sire, nicht die Frau Dauphine war's," verſetzte Choiſeul immer noch ruhig, „ſondern einer von ihren Escorteoffizieren."

„Ah!" fragte der König, wieder ernſt geworden, „ein Offizier, den Sie kennen, nicht wahr, Herr von Choiſeul?"

„Nein, Sire; aber ein Offizier, den Eure Majeſtät kennen müſſen, wenn Eure Majeſtät aller Ihrer guten Diener ſich erinnern; ein Offizier, deſſen Name, in der Perſon ſeines Vaters, zu Philippsburg, zu Fontenoy, zu Mahon widerhallte, ein Tavernay-Maiſon-Rouge."

Der Dauphin ſchien dieſen Namen mit der Luft des Saales einzuathmen; um ihn beſſer in ſeinem Gedächtniſſe zu bewahren.

„Ein Maiſon-Rouge!" ſagte Ludwig XV., „freilich kenne ich ihn. Ei, warum ſchlug er ſich mit Jean, den ich liebe? Vielleicht, weil ich ihn liebe ... ab-

ſucht Neid, Anfänge von Mißvergnügen, theilweiſe Aufſtände?"

„Sire, werden Eure Majeſtät mich anzuhören geruhen?" erwiederte Herr von Choiſeul.

Ludwig XV. ſah ein, daß ihm kein anderes Mittel mehr übrig bleibe, ſich aus dem Handel zu ziehen, als ſich zu ereifern. „Ich ſage Ihnen, mein Herr, daß ich da einen Verſchwörungskeim gegen meine Ruhe, eine gegen meine Familie organiſirte Verfolgung ſehe."

„Ah! Sire," entgegnete Herr von Choiſeul, „verdient ein treuer, junger Mann, indem er die Frau Dauphine, die Schwiegertochter Eurer Majeſtät vertheidiget, dieſe Vorwürfe?"

Der Dauphin richtete ſich wieder auf, und kreuzte die Arme. „Ich geſtehe," ſagte er, „daß ich dieſem jungen Manne dankbar bin, ſein Leben für eine Prinzeſſin gewagt zu haben, die in vierzehn Tagen meine Frau ſeyn wird."

„Sein Leben gewagt, ſein Leben gewagt?" ſtammelte der König; „bei welcher Veranlaſſung? Darf man es auch erfahren, bei welcher Veranlaſſung?"

„Die Veranlaſſung beſtand darin," antwortete Herr von Choiſeul, „daß der Herr Vicomte Jean Dubarry, der ſehr ſchnell reiſete, ſich's in den Kopf ſetzte, die Pferde der Frau Dauphine auf der Station zu nehmen, bei der ſie ankommen ſollte, und zwar ohne Zweifel, um noch ſchneller zu reiſen."

Der König biß ſich auf die Lippen und wechſelte die Farbe; er erblickte ſchon halb und halb, wie ein drohendes Fantom, die Analogie, welche ihn eben erſt beun-

ruhigte. „Es iſt nicht möglich, ich kenne die Geſchichte, Sie ſind ſchlecht berichtet, Herzog,“ murmelte Ludwig XV., um Zeit zu gewinnen.

„Nein, Sire, ich bin nicht ſchlecht berichtet, und was ich Eurer Majeſtät zu ſagen die Ehre habe, iſt die reine Wahrheit. Ja, der Herr Vicomte Jean Dubarry hat der Frau Dauphine die Beleidigung zugefügt, die zu ihrem Dienſte beſtimmten Pferde für ſich zu nehmen, und ſchon zog er ſie mit Gewalt fort, nachdem er den Poſthalter mißhandelt hatte, als der Herr Chevalier Philipp von Taverney kam, von Ihrer königlichen Hoheit entſendet, und nach mehreren artigen und beſchwichtigenden Aufforderungen . . .“

„O, o!“ brummte der König.

„Und nach mehreren artigen und beſchwichtigenden Aufforderungen, ich wiederhole es, Sire . . .“

„Ja, und ich bürge dafür,“ äußerte der Dauphin.

„Auch Sie wiſſen dieß?“ fragte der König, von Erſtaunen ergriffen.

„Vollkommen, Sire.“

Herr von Choiſeul verbeugte ſich freudeſtrahlend. — „Geruhen Eure Hoheit fortzufahren,“ ſagte er, „Seine Majeſtät werden ohne Zweifel den Worten Ihres erlauchten Enkels mehr Glauben beimeſſen, als den meinigen.“

„Ja, Sire,“ fuhr der Dauphin fort, ohne jedoch für den Eifer, womit Herr von Choiſeul die Erzherzogin vertheidigte, die volle Dankbarkeit zu bethätigen, die der Miniſter dafür zu erwarten das Recht hatte, „ja,

Sire, ich wußte es, und kam, um Eure Majeſtät in Kenntniß zu ſetzen, daß Herr Dubarry nicht nur die Frau Dauphine durch Hemmung ihres Dienſtes beleidigte, ſondern auch, indem er ſich gewaltſam einem Offiziere meines Regimentes widerſetzte, der ſeine Pflicht erfüllte, als er ihm dieſen Schicklichkeitsmangel verwies."

Der König ſchüttelte den Kopf. „Man muß es wiſſen, man muß es wiſſen," ſagte er.

„Ich weiß es, Sire," fügte der Dauphin gelaſſen bei, „und für mich liegt kein Zweifel mehr vor, Herr Dubarry hat den Degen gezogen."

„Zuerſt?" fragte Ludwig XV., erfreut, daß man ihm die Ausſicht öffnete, dieſen Kampf gleich zu machen.

Der Dauphin erröthete, und ſchaute Herrn von Choiſeul an, der, als er ihn verlegen ſah, ihm beizuſtehen ſich beeilte. „Kurz, Sire," ſagte er, „der Degen wurde von zwei Männern gekreuzt, von denen der Eine die Dauphine beleidigte, und der Andere ſie vertheidigte."

„Ja, aber welcher war der Angreifer?" fragte der König. „Ich kenne Jean, er iſt ſanft, wie ein Lamm."

„Der Angreifer, wenigſtens wie ich glaube, iſt jener, welcher Unrecht gehabt hat, Sire," antwortete der Dauphin mit ſeiner gewohnten Mäßigung.

„Das iſt eine delicate Sache," äußerte Ludwig XV., „der Angreifer iſt jener, welcher Unrecht gehabt hat... und wenn jedoch der Offizier inſolent geweſen iſt?"

„Inſolent!" rief Herr von Choiſeul aus, „inſolent gegen einen Mann, der die für die Dauphine beſtimmten Pferde mit Gewalt wegnehmen wollte! Iſt dieß möglich, Sire?"

Der Dauphin ſagte nichts, aber erblaßte. — Ludwig XV. ſah dieſe beiden feindlichen Stellungen. „Raſch, will ich ſagen," fügte er bei, ſich beſinnend und das Geſagte zurücknehmend.

„Und zudem," fuhr Herr von Choiſeul fort, indem er dieſen Rückzugsſchritt benützte, um einen Schritt vorwärts zu thun, „wiſſen Eure Majeſtät wohl, daß ein eifriger Diener nicht Unrecht haben kann."

„Ah! aber wie haben Sie dieſes Ereigniß erfahren, mein Herr?" fragte der König, ohne Herrn von Choiſeul aus den Augen zu laſſen, den dieſe plötzliche Frage ſo ſehr genirte, daß man, ungeachtet der Anſtrengung, die er machte, ſie zu verbergen, ſeine Verlegenheit bemerken konnte.

„Durch einen Brief, Sire," antwortete der Dauphin.

„Durch einen Brief? Von wem?"

„Von Jemanden, der ſich für die Frau Dauphine intereſſirt, und der es wahrſcheinlich befremdend findet, daß man ſie beleidiget."

„Ei," rief der König aus, „wieder Geheimniſſe, geheime Correſpondenzen, Complotte. Man fängt wieder Einverſtändniſſe an, um mich zu quälen, wie zur Zeit der Frau von Pompadour."

„Nein, Sire," verſetzte Herr von Choiſeul; „es iſt eine ſehr einfache Sache, ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät im zweiten Grade. Den Schuldigen treffe eine tüchtige Strafe, und Alles wird abgethan ſeyn."

Bei dem Worte „Strafe" ſah Ludwig XV. die Gräfin ſich wüthend aufrichten, Chon ſich entſetzen, den Hausfrieden verſchwinden, den er ſein ganzes Leben hin-

durch geſucht hatte, ohne ihn jemals zu finden, und den häuslichen Krieg mit krummen Nägeln und rothen, von Thränen aufgeſchwollenen Augen beginnen. — „Eine Strafe!“ rief er aus, „ohne daß ich die Parteien gehört habe, ohne daß ich würdigen kann, auf welcher Seite das gute Recht iſt! Ein Staatsſtreich, ein Verhaftbefehl! O, Sie machen mir da einen ſaubern Vorſchlag, Herr Herzog, Sie ziehen mich in eine ſaubere Geſchichte hinein!“

„Wer wird aber fortan die Frau Dauphine in Ehren halten, wenn nicht ein ſtrenges Beiſpiel an der Perſon des Erſten aufgeſtellt wird, der ſie beleidigt hat?“

„Ohne Zweifel,“ ſetzte der Dauphin hinzu, „und dieß wäre ein Scandal, Sire.“

„Ein Beiſpiel, ein Scandal!“ ſagte der König. — „O, pardieu! ſtellen Sie doch ein Beiſpiel für jedes Scandal auf, das um uns herum geſchieht, und ich will mein ganzes Leben hindurch Verhaftbefehle unterzeichnen; ich habe ihrer ohnehin ſchon genug unterzeichnet, Gott ſey Dank!“

„Es muß ſeyn, Sire,“ erwiederte Herr von Choiſeul.

„Sire, ich bitte Eure Majeſtät inſtändig,“ ſagte der Dauphin.

„Wie, Sie finden ihn nicht ſchon durch den erhaltenen Degenſtich beſtraft genug?“

„Nein, Sire, denn er konnte den Herrn von Taverney verwunden.“

„Und was hätten Sie in dieſem Falle verlangt, mein Herr?“

„Ich hätte von Ihnen ſeinen Kopf verlangt.“

„Schlimmeres wurde ja dem Herrn von Montgommery nicht zugefügt, als er den König Heinrich II. tödtete," bemerkte Ludwig XV.

„Er hatte den König aus Zufall getödtet, Sire, und Herr Jean Dubarry beleidigte die Dauphine mit dem Willen, ſie zu beleidigen."

„Und Sie, mein Herr," fragte Ludwig XV., zum Dauphin ſich wendend, „verlangen auch Sie Jean's Kopf?"

„Nein, Sire, ich bin nicht für die Todesſtrafe, Eure Majeſtät wiſſen es," fügte der Dauphin ſanft hinzu. „Ich werde mich alſo darauf beſchränken, Sie um ſeine Verbannung zu bitten."

Der König bebte. „Die Verbannung wegen Wirthshaushändel! Ludwig, Sie ſind ſtreng, ungeachtet Ihrer menſchenfreundlichen Ideen. Freilich ſind Sie, bevor Sie Menſchenfreund ſind, Mathematiker, und ein Mathematiker . . ."

„Geruhen Eure Majeſtät auszureden."

„Und ein Mathematiker würde das Weltall ſeiner Ziffer aufopfern."

„Sire," entgegnete der Dauphin, „ich zürne dem Herrn Dubarry nicht perſönlich."

„Und wem zürnen Sie denn?"

„Dem Beleidiger der Frau Dauphine."

„Welch' ein Muſter von Ehemännern!" rief der König ironiſch aus. „Zum Glücke bin ich nicht gar leichtgläubig. Ich ſehe, wen man hier angreift, und vorzüglich ſeh' ich, wohin man mich mit allen dieſen Uebertreibungen führen will."

„Sire," äußerte Herr von Choiſeul, „glauben Sie

nicht, daß man übertreibe; das Publikum iſt wirklich entrüſtet über ſo viel Inſolenz."

„Das Publikum! Ah! wieder ein Ungeheuer, das Sie ſich machen, oder vielmehr das Sie mir machen. Kümmert mich das Publikum, wenn es mir durch die tauſend Lippen der Libelliſten und ſeiner Pamphletiſten, ſeiner Liederdichter, ſeiner Cabalenmacher, ſagt, daß man mich beſtiehlt, daß man mich lächerlich macht, daß man mich verräth? Ei, mein Gott, nein. Ich laſſe es ſprechen, und lache. Machen Sie es, wie ich, pardieu! verſtopfen Sie die Ohren, und wenn Ihr Publikum müde ſeyn wird, zu ſchreien, wird es nicht mehr ſchreien. Nun, gut! Sie zeigen mir Ihr Mißvergnügen, und Ludwig macht ein ſchmollendes Geſicht. Wahrhaftig, es iſt ſonderbar, daß man für mich nicht thun kann, was man für den geringſten Privatmann thut, daß man mich nicht auf meine Weiſe leben laſſen will; daß man unaufhörlich haßt, was ich liebe, daß man ewig liebt, was ich haſſe! Bin ich bei Verſtand oder verrückt? Bin ich der Herr, oder bin ich es nicht?"

Der Dauphin nahm ſeinen Schaber, und begab ſich wieder zu ſeiner Pendeluhr. Herr von Choiſeul verbeugte ſich auf die nämliche Weiſe, wie das erſtemal.

„Gut! Man antwortet mir nicht. So antworten Sie doch etwas, mordieu! Wollen Sie es denn mit Ihren Aeußerungen und mit Ihrem Schweigen, mit Ihren kleinen Gehäſſigkeiten und nichtigen Beſorgniſſen dahin bringen, daß ich vor Aerger ſterbe?"

„Ich haſſe Herrn Dubarry nicht, Sire," ſagte der Dauphin lächelnd.

„Und ich fürchte ihn nicht," äußerte Herr von Choiseul stolz.

„Sie sind Beide unruhige Köpfe," rief der König, den Wüthenden spielend, obgleich er nur Aerger empfand. „Sie wollen, daß ich mich zum Gespötte von Europa mache, daß mein Vetter, der König von Preußen, sich über mich lustig mache, daß ich den Hof des Königs Pétaud vom schurkischen Voltaire verwirkliche. Nun denn, nein, ich werde es nicht thun. Nein, diese Freude werden Sie nicht haben. Ich verstehe mein Glück auf meine Weise, und werde es auf meine Weise bewahren."

„Sire," erwiederte der Dauphin mit seiner unerschöpflichen Sanftheit, aber mit seiner ewigen Beharrlichkeit, „ich bitte Eure Majestät hiewegen sehr um Vergebung, es handelt sich nicht um Ihre Ehre, sondern um die Würde der Frau Dauphine, welche beleidigt wurde."

„Monseigneur haben Recht, Sire; ein Wort aus dem Munde Eurer Majestät, und Niemand wird wieder anfangen."

„Und wer sollte denn wieder anfangen? Man hat nicht angefangen: Jean ist ein Tölpel, aber er ist kein böser Mensch."

„Meinetwegen," versetzte Herr von Choiseul, „setzen wir es auf Rechnung der Tölpelei, Sire; und er mache wegen seiner Tölpelei Herrn von Taverney seine Entschuldigungen.

„Ich sagte es Ihnen schon," rief Ludwig XV. aus, „daß all das mich nicht angeht; möge Jean Entschuldigungen machen, es steht ihm frei, welche zu machen, wie es ihm auch frei steht, sie nicht zu machen."

„Wird die Sache ſo ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wird ſie Lärm machen, Sire," äußerte Herr von Choiſeul, ich habe die Ehre, Eure Majeſtät zum voraus davon in Kenntniß zu ſetzen."

„Deſto beſſer!" rief der König. „Und möge ſie ſo viel Lärm machen, daß ich darob taub werde, und alle Ihre Sottiſen nicht mehr höre."

„Eure Majeſtät ermächtigen mich alſo," antwortete Choiſeul mit ſeiner unſtörbaren Kaltblütigkeit, „bekannt zu machen, daß Sie dem Herrn Dubarry Recht geben?"

„Ich?" rief Ludwig XV. aus, „ich ſoll Jemanden in einer Angelegenheit, die ſchwarz wie Dinte iſt, Recht geben! Gewiß, man will mich auf's Aeußerſte treiben. O! nehmen Sie ſich in Acht, Herzog . . . Ludwig, ſchonen Sie meiner mehr, Ihrer ſelbſt wegen . . . Ich laſſe Sie über das nachdenken, was ich Ihnen ſage, denn ich bin müde, ich bin erſchöpft, ich halt's nicht mehr aus. Adieu, meine Herren, ich gehe zu meinen Töchtern und flüchte mich nach Marly, wo ich vielleicht ein wenig Ruhe haben werde, vorzüglich, wenn Sie mir nicht dorthin folgen."

In dieſem Momente, und als der König ſich der Thüre näherte, ging dieſe auf, und ein Thürſteher erſchien auf der Schwelle. „Sire," ſagte er. „Ihre Königliche Hoheit Madame Louiſe erwarten in der Gallerie den Moment, von dem Könige Abſchied zu nehmen."

„Abſchied!" ſagte Ludwig XV. beſtürzt, „und wohin geht ſie denn?"

„Ihre Hoheit ſagen, daß Sie von Eurer Majeſtät die Erlaubniß erhielten, das Schloß zu verlaſſen."

„Nun, wieder ein Ereigniß! Jetzt macht meine Betſchweſter die ihrigen. Wahrhaftig, ich bin der unglücklichſte Mann!“ Und er eilte haſtig fort.

„Seine Majeſtät laſſen uns ohne Antwort,“ ſagte der Herzog zum Dauphin; „was beſchließen Eure Königliche Hoheit?“

„Ah! ſie ſchlägt,“ rief der junge Prinz aus, mit erkünſtelter oder wirklicher Freude den Klängen ſeiner wieder in Bewegung gebrachten Pendeluhr lauſchend.

Der Miniſter runzelte die Stirne, und ging rücklings aus dem Saale der Pendeluhren, worin der Dauphin allein blieb.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Madame Louiſe von Frankreich.

Die älteſte Tochter des Königs erwartete ihren Vater in der großen Gallerie von Lebrun, in der nämlichen, worin Ludwig XIV. im Jahre 1683 den Dogen Imperiali und die vier Senatoren von Genua empfangen hatte, welche kamen, für die Republik um Gnade zu flehen. An dem äußerſten Ende dieſer Gallerie, jener entgegengeſetzt, durch welche der König eintreten ſollte, befanden ſich einige Ehrendamen, die beſtürzt ſchienen. Ludwig XV. kam in dem Momente, da die Gruppen auf dem Vorplatze ſich zu bilden begannen, denn der Entſchluß, der von der Prinzeſſin an demſelben Morgen ſchien gefaßt worden zu ſeyn, begann im Palaſte ſich zu verbreiten.

Madame Louise von Frankreich, eine Prinzessin von majestätischer Gestalt und von einer ganz königlichen Schönheit, deren reine Stirne aber bisweilen eine unbekannte Traurigkeit furchte, Madame Louise von Frankreich, sagen wir, flößte dem ganzen Hofe durch die Uebung der strengen Tugenden jene Ehrerbietung gegen die großen Gewalten des Staates ein, die man in Frankreich seit fünfzig Jahren nur mehr aus Interesse oder Furcht zu verehren pflegte. Noch mehr: in diesem Momente allgemeiner Abneigung des Volkes gegen seine Gebieter, — man sagte noch nicht ganz laut: gegen seine Tyrannen, — liebte man sie. Dieß geschah, weil ihre Tugend nicht rauh war; obgleich man nie laut von ihr sprach, erinnerte man sich doch, daß sie ein Herz besitze. Und täglich bewies sie es durch Wohlthaten, während die Uebrigen es nur durch Scandal bethätigten. Ludwig XV. fürchtete seine Tochter aus dem einzigen Grunde, weil er sie achtete. Bisweilen war er sogar stolz auf sie; daher war sie die Einzige unter seinen Kindern, deren er in seinen pikanten Spöttereien oder in seinen niedrigen Vertraulichkeiten schonte, und während er seine drei andern Töchter — Adelaide, Victoria und Sophie — Loque [1]), Chiffe [2]) und Graille [3]) hieß, nannte er Louise von Frankreich Madame. Seitdem der Marschall von Sachsen die Seele von Turenne, Condé, Maria Leckzinska, das Abbild des Benehmens von Maria Theresia, in das Grab mitgenommen hatte, machte sich Alles klein

[1]) Fetzen. [2]) Hader. [3]) Krähe.

D. Uebers.

um den klein gewordenen Thron herum; nun war Madame Louiſe durch ihren wahrhaft königlichen Charakter. der vergleichungsweiſe heldenmüthig ſchien, der Stolz der Krone Frankreichs, die nur mehr dieſe einzige Perle inmitten ihres Flitterſtaates und ihrer falſchen Steine beſaß. Damit ſagen wir nicht, daß Ludwig XV. ſeine Tochter liebte. Ludwig XV. liebte, wie man weiß, nur ſich. Wir behaupten nur, daß er mehr auf ſie hielt, als auf die Uebrigen. Eintretend ſah er die Prinzeſſin allein mitten in der Gallerie, auf einen mit blutrothem Jaspis und Lapis Lazuli eingelegten Tiſch ſich ſtützend. Sie war ſchwarz gekleidet; ihre ſchönen, ungepuderten Haare verbargen ſich unter der Blonde mit doppeltem Abſatze; ihre Stirne, minder ernſt als gewöhnlich, war vielleicht trauriger. Sie ſchaute nichts um ſie her an; nur bisweilen blickte ſie mit ihren melancholiſchen Augen auf die Porträte der Könige von Europa hin, an deren Spitze ihre Ahnen glänzten, die Könige von Frankreich. Die ſchwarze Tracht war das gewöhnliche Reiſekleid der Prinzeſſinnen; es verhüllte die langen Taſchen, die man damals, wie zur Zeit haushältiger Königinnen, noch trug; und Madame Louiſe verwahrte, nach ihrem Beiſpiele, an ihrem Gürtel, an einer goldenen Kette befeſtiget, die zahlreichen Schlüſſel ihrer Kiſten und Schränke. Der König wurde nachdenkend, als er ſah, mit welcher Stille und vorzüglich mit welcher Aufmerkſamkeit man das Reſultat dieſer Scene betrachtete. Aber die Gallerie war ſo lang, daß die an den beiden äußerſten Enden ſtehenden Zuſchauer, die Discretion für die handelnden Perſonen nicht verletzen konnten. Sie ſahen, dieß war

ihr Recht; ſie hörten nicht, dieß war ihre Pflicht. Die Prinzeſſin ging dem Könige einige Schritte entgegen, und faßte ſeine Hand, die ſie ehrerbietig küßte.

„Man ſagt, daß Sie reiſen, Madame?“ fragte ſie Ludwig XV. „Gehen Sie denn in die Picardie?“

„Nein, Sire,“ antwortete die Prinzeſſin.

„Dann errathe ich es,“ erwiederte der König, die Stimme erhebend, „Sie wallfahrten nach Noirmoutiers.“

„Nein, Sire,“ verſetzte Madame Louiſe, „ich ziehe mich in das Kloſter der Carmeliterinnen von Saint-Denis zurück, deren Aebtiſſin ich bin, wie Sie wiſſen.“

Der König ſchauderte, aber ſein Geſicht blieb unverändert, obgleich ſein Herz wirklich unruhig wurde. „O nein,“ ſagte er, „nein, meine Tochter, Sie werden mich nicht verlaſſen, nicht wahr? Es iſt unmöglich, daß Sie mich verlaſſen.“

„Mein Vater, ich habe ſeit langer Zeit dieſe Abſonderung von der Welt beſchloſſen, wozu Eure Majeſtät mich huldreichſt ermächtigten; widerſtehen Sie mir alſo nicht, mein Vater, ich bitte Sie inſtändig darum.“

„Ja, gewiß, ich gab dieſe Ermächtigung, aber erſt nach langem Widerſtreben, wie Sie wiſſen. Ich gab ſie, weil ich immer hoffte, daß im Momente der Abreiſe der Muth Ihnen fehlen möchte. Sie können ſich nicht in ein Kloſter begraben; dieß ſind verſchollene Gebräuche; ins Kloſter geht man nur aus Gram, oder wegen getäuſchter Erwartungen. Die Tochter des Königs von Frankreich iſt nicht arm, und wenn ſie unglücklich iſt, ſoll es Niemand ſehen.“

Das Wort und der Gedanke des Königs erhoben

ſich in dem Maße, je mehr er in jener Rolle eines Königs und Vaters vorrückte, die nie ein Schauſpieler ſchlecht ſpielt, wenn der Stolz jene beräth, und das Bedauern des Verluſtes dieſe eingiebt.

„Sire," antwortete die Prinzeſſin, welche die Gemüthsbewegung ihres Vaters bemerkte, und durch dieſe, bei dem ſelbſtſüchtigen Ludwig XV. ſo ſeltene Gemüthsbewegung ihrerſeits um ſo inniger gerührt wurde, als ſie es nicht wollte erſcheinen laſſen, „Sire, machen Sie mir das Herz nicht ſchwer, indem Sie mir Ihre Zärtlichkeit zeigen. Mein Kummer iſt kein alltäglicher Kummer, daher liegt mein Entſchluß außerhalb der Gewohnheiten unſers Jahrhunderts."

„Sie haben alſo Kummer?" rief der König mit einer raſchen Anwandlung von Empfindſamkeit aus. „Kummer! Du armes Kind!"

„Einen ſchmerzlichen, unermeßlichen Kummer, Sire," antwortete Madame Louiſe.

„Ei, meine Tochter, warum geſtanden Sie ihn mir nicht?"

„Weil dieß ein Kummer iſt, den keine menſchliche Hand heilen kann."

„Selbſt nicht jene eines Königs?"

„Selbſt nicht jene eines Königs, Sire."

„Auch nicht jene eines Vaters?"

„Eben ſo wenig, Sire."

„Sie ſind jedoch religiös, Louiſe, und ſchöpfen Kraft aus der Religion."

„Noch nicht genug, Sire, und ich ziehe mich in ein Kloſter zurück, um deren noch mehr zu finden. In der

Stille ſpricht Gott zum Herzen des Menſchen; in der Einſamkeit ſpricht der Menſch zum Herzen Gottes.“

„Aber Sie bringen Gott ein ungeheures Opfer, das nichts vergüten wird. Frankreichs Thron wirft einen erlauchten Schatten auf die um ihn herum erzogenen Kinder; genügt Ihnen dieſer Schatten nicht?“

„Jener der Zelle iſt noch tiefer, mein Vater; er erfriſcht das Herz, er iſt den Starken ſüß, wie den Schwachen, den Demüthigen, wie den Stolzen, den Großen, wie den Kleinen.“

„Glaubten Sie alſo, daß Ihnen irgend eine Gefahr drohe? In dieſem Falle, Louiſe, iſt der König da, um Sie zu beſchützen.“

„Sire, möge Gott vor Allem den König beſchützen!“

„Ich wiederhole es Ihnen, Louiſe, Sie laſſen ſich durch einen ſchlecht verſtandenen Eifer irre leiten. Beten iſt gut, aber nicht immer beten. Was brauchen Sie, die Sie ſo gut, ſo fromm ſind, ſo viel zu beten?“

„Ich werde nie genug beten, o mein Vater! Ich werde nie genug beten, o mein König, um alle Mißgeſchicke abzuwenden, die auf uns hereinbrechen werden! Dieſe Güte, welche Gott mir gab, dieſe Reinheit, die ich ſeit zwanzig Jahren unabläſſig zu läutern mich bemühe, füllen noch nicht, fürcht' ich, das Maß von Reinheit und Unſchuld, deſſen das Sühnopfer bedürfte.“

Der König fuhr einen Schritt zurück, und ſchaute Madame Louiſe erſtaunt an. „Niemals ſprachen Sie ſo mit mir,“ ſagte er. „Sie gerathen auf Irrwege, liebes Kind! Der Ascetismus richtet Sie zu Grunde.“

„O! Sire, geben Sie nicht dieſen weltlichen Namen

der wahrſten und vorzüglich nothwendigſten Ergebenheit, die jemals eine Unterthanin ihrem Könige, und eine Tochter ihrem Vater in einer dringenden Lage geweiht hat. Sire, Ihr Thron, deſſen beſchützenden Schatten Sie mir eben erſt ſtolz boten, Ihr Thron wankt unter Stöſſen, die Sie noch nicht ſpüren, die ich aber bereits errathe. Etwas Tiefes höhlt ſich heimlich aus, wie ein Abgrund, in welchen die Monarchie plötzlich ſtürzen kann. Hat man Ihnen jemals die Wahrheit geſagt, Sire?"

Madame Louiſe ſchaute um ſich her, ob Niemand ſo nahe ſey, ſie zu hören, und da ſie Jedermann ferne ſah, fuhr ſie fort: „Wohlan, ich weiß ſie, ich, die ich in dem Kleide einer barmherzigen Schweſter zwanzigmal die düſteren Straſſen beſucht habe, die ausgehungerten Dachſtuben, die ſeufzervollen Kreuzwege. Wohlan, auf dieſen Straſſen, auf dieſen Kreuzwegen, in dieſen Dachſtuben, Sire, ſtirbt man vor Hunger und Kälte im Winter, vor Durſt und Hitze im Sommer. Die Felder, welche Sie nicht ſehen, Sire, denn Sie gehen nur von Verſailles nach Marly und von Marly nach Verſailles, die Felder haben kein Getreid mehr, ich ſage nicht: um die Leute zu nähren, ſondern um die Furchen zu beſäen, die, ich weiß nicht durch welche feindliche Macht verflucht, verſchlingen und nicht wieder geben. Alle dieſe Leute, denen es an Brod fehlt, murren heimlich, denn dunkle und unbekannte Stimmen durchziehen die Luft, in der Dämmerung, in der Nacht, welche zu ihnen von Ketten und Banden, von Tyranneien ſprechen, und bei dieſen Worten erwachen ſie, hören auf, ſich zu beklagen, und beginnen zu murren. Ihrerſeits fordern die Parlamente das Recht der Ein-

wendungen, nämlich das Recht, Ihnen ganz laut zu ſagen, was ſie ganz leiſe ſagen: „König, ſtürze uns nicht in's Verderben! Rette uns, oder wir retten uns allein!“ Die Kriegsmänner höhlen mit ihrem unnützen Degen einen Boden, worin die Freiheit keimt, welche die Encyclopädiſten mit vollen Händen ausſtreuten. Die Schriftſteller, — wie geſchieht dieß, wenn nicht dadurch, daß die Augen der Menſchen Dinge zu ſehen beginnen, die ſie nicht ſahen, — die Schriftſteller wiſſen das, was wir Böſes thun, zur ſelben Zeit, da wir es thun, und verkünden es dem Volke, das nun jedesmal die Stirne runzelt, wenn es ſeine Gebieter vorüberziehen ſieht. Eure Majeſtät verheirathen Ihren Enkel! Ehedem, als die Königin Anna von Oeſterreich ihren Sohn verheirathete, machte die Stadt Paris der Prinzeſſin Maria Thereſia Geſchenke. Jetzt dagegen ſchweigt nicht nur die Stadt Paris, ſchenkt nicht nur nichts, ſondern Eure Majeſtät mußten auch die Steuern mit Gewalt beitreiben, um die Wagen zu bezahlen, in denen man eine Kaiſerstochter zu einem Sohne des heiligen Ludwig führt. Die Geiſtlichkeit iſt ſeit langer Zeit gewohnt, nicht mehr zu beten; aber ſie fühlt, daß Grund und Boden vergeben, die Privilegien erſchöpft, die Kaſſen leer ſind, und ſie beginnt wieder für das zu beten, was ſie das Glück des Volkes nennt! Muß man Ihnen endlich das ſagen, Sire, was Sie wohl wiſſen, was Sie mit ſo großem Herzeleid ſahen, daß Sie mit Niemanden davon ſprachen? Die Könige, unſere Brüder, die erſt noch uns beneideten, die Könige, unſere Brüder, wenden ſich von uns ab. Ihre vier Töchter, Sire, die Töchter des Königs von Frank-

reich! Ihre vier Töchter ſind nicht vermählt, und es giebt zwanzig Prinzen in Deutſchland, drei in England, ſechszehn in den nördlichen Staaten, ungerechnet unſere Verwandten, die Bourbons von Spanien und Neapel, die uns vergeſſen, oder ſich von uns abwenden, wie die Uebrigen. Vielleicht hätte der Türke uns gewählt, wären wir nicht die Töchter des allerchriſtlichſten Königes geweſen. O! ich ſpreche nicht für mich, mein Vater, ich beklage mich nicht; mein Stand iſt ein glücklicher, weil ich frei bin, weil ich Niemanden von meiner Familie nothwendig bin, weil ich in der Abſonderung von der Welt, in der Betrachtung, in der Armuth, zu Gott werde beten können, daß er von Ihrem Haupte, ſo wie von jenem meines Neffen, jenen furchtbaren Sturm abwende, den ich da unten am Himmel der Zukunft grollen höre."

„Meine Tochter, mein Kind!" ſagte der König, „Deine Beſorgniſſe zeigen Dir dieſen Himmel ſchlimmer, als er iſt."

„Sire, Sire," verſetzte Madame Louiſe, „erinnern Sie ſich an jene Fürſtin des Alterthumes, an jene königliche Prophetin; ſie weiſſagte, wie ich, ihrem Vater und ihren Brüdern, den Krieg, die Zerſtörung, den Brand; und ihr Vater und ihre Brüder lachten über ihre Weiſſagungen, die ſie unſinnig nannten. Behandeln Sie mich nicht, wie ſie. Nehmen Sie ſich in Acht, o mein Vater! Ueberlegen Sie, o mein König!"

Ludwig XV. kreuzte ſeine Arme, und ließ ſeinen Kopf auf ſeine Bruſt ſinken. „Meine Tochter," erwiederte er, „Sie ſprechen ſtrenge mit mir; ſind denn dieſe

Mißgeſchicke, die Sie mir zum Vorwurfe machen, mein Werk?"

„Gott verhüte, daß ich es denke, aber ſie ſind das Werk der Zeit, worin wir leben. Sie ſind fortgeriſſen, wie wir Alle. Hören Sie, Sire, wie man in den Parterren bei der mindeſten Anſpielung gegen das Königthum Beifall klatſcht; ſehen Sie Abends die fröhlichen Gruppen mit lautem Lärme die kleinen Treppen hinuntersteigen, während die große Marmortreppe düſter und öde iſt. Sire, das Volk und die Höflinge haben ſich ihre von den unſeren abgeſonderten Vergnügungen geſchaffen; ſie ergötzen ſich ohne uns, oder vielmehr wir betrüben ſie, wenn wir dort erſcheinen, wo ſie ſich ergötzen. Ach!" fuhr die Prinzeſſin mit einer verehrungswürdigen Melancholie fort, „ach! arme ſchöne junge Leute! arme anmuthvolle Frauen! Liebet! Singet! Vergeſſet! ſeyd glücklich. Ich hinderte Euch hier, während ich Euch dort unten nützen werde. Hier unterdrücktet Ihr Euer fröhliches Lachen aus Furcht, mir zu mißfallen; dort unten, dort unten werde ich beten, o! ich werde beten aus vollem Herzen, für den König, für meine Schweſtern, für meine Neffen, für das franzöſiſche Volk, kurz, für Euch Alle, die ich mit der Energie eines Herzens liebe, das noch keine Leidenſchaft ermüdet hat."

„Meine Tochter," ſagte der König nach einem düſteren Schweigen, „ich bitte Sie dringend, verlaſſen Sie mich nicht, wenigſtens nicht in dieſem Momente; Sie haben ſo eben mein Herz gebrochen."

Louiſe von Frankreich faßte die Hand ihres Vaters, und erwiederte, ihre Augen mit Liebe auf die edle Phy-

ſiognomie Ludwigs XV. heftend: „Nein, nein, mein Vater; keine Stunde länger in dieſem Palaſte! Nein, es iſt Zeit, daß ich bete. Ich fühle die Kraft in mir, durch meine Thränen alle Vergnügungen zu ſühnen, nach denen Sie ſtreben, der Sie noch jung, der Sie ein guter Vater ſind, der Sie zu verzeihen wiſſen.“

„Bleiben Sie bei uns, Louiſe, bleiben Sie bei uns,“ ſagte der König, indem er die Tochter in ſeine Arme ſchloß.

Die Prinzeſſin ſchüttelte den Kopf. „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt,“ verſetzte ſie traurig, indem ſie ſich von der königlichen Umarmung losmachte. „Adieu mein Vater. Ich habe heute Dinge geſagt, die ſeit zehn Jahren auf meinem Herzen laſteten. Die Laſt erdrückte mich. Adieu! Ich bin zufrieden. Sehen Sie: ich lächele, ich bin erſt von heute an glücklich. Ich vermiſſe nichts.“

„Selbſt mich nicht, meine Tochter?“

„O! ich würde Sie vermiſſen, wenn ich Sie nicht mehr ſehen ſollte; aber Sie werden bisweilen nach Saint-Denis kommen; Sie werden mich nicht völlig vergeſſen.“

„O! niemals! niemals!“

„Betrüben Sie ſich nicht, Sire. Laſſen wir nicht glauben, daß dieſe Trennung dauernd ſey. Meine Schweſtern wiſſen noch nichts davon, wenigſtens wie ich glaube; nur meine Frauen ſind eingeweiht. Seit acht Tagen treffe ich alle meine Anſtalten, und ich wünſche ſehnlich, daß das Geräuſch meiner Abreiſe erſt nach jenem der ſchweren Thore von Saint-Denis erſchalle. Dieſes letzte wird mich nicht hindern, das erſte zu hören.“

Der König las in den Augen ſeiner Tochter, daß ihr Entſchluß unwiderruflich ſey. Es war ihm übrigens lieber, daß ſie ohne Geräuſch abreiſete. Wenn Madame Louiſe den Ausbruch des Schluchzens wegen ihres Entſchluſſes fürchtete, ſo fürchtete ihn der König weit mehr noch wegen ſeiner Nerven. Ferner wollte er nach Marly gehen, und zu viel Schmerz hätte nothwendigerweiſe ein Verzögern der Reiſe veranlaßt. Endlich dachte er, daß er bei ſeinem Weggehen aus irgend einer des Königs und des Vaters gleich unwürdigen Orgie, nicht mehr jenem ernſten und traurigen Antlitze begegnen würde, das ihm ein Vorwurf über jene unbekümmerte und unthätige Exiſtenz, die er führte, zu ſeyn ſchien. „Es geſchehe alſo nach Deinem Willen, mein Kind," ſagte er; „nur empfange den Segen Deines Vaters, den Du immer vollkommen glücklich gemacht haſt."

„Nur Ihre Hand, damit ich ſie küſſe, Sire, und geben Sie mir innerlich jenen werthvollen Segen."

Für diejenigen, welche von ihrem Entſchluſſe unterrichtet waren, war dieſe edle Prinzeſſin ein großer und feierlicher Anblick, die mit jedem Schritte, den ſie that, ihren Ahnen ſich näherte, welche aus dem Hintergrunde ihrer goldenen Rahmen ihr dafür zu danken ſchienen, daß ſie lebend kam, in ihren Grüften ſie wiederzufinden. An der Thüre grüßte der König ſeine Tochter, und kehrte zurück, ohne ein einziges Wort zu ſprechen. Der Hof folgte ihm, der Etikette gemäß.

(Ende des dritten Theiles.)